

A 513858



ENGELHORN'S
allgemeine
ROMAN-BIBLIOTHEK.

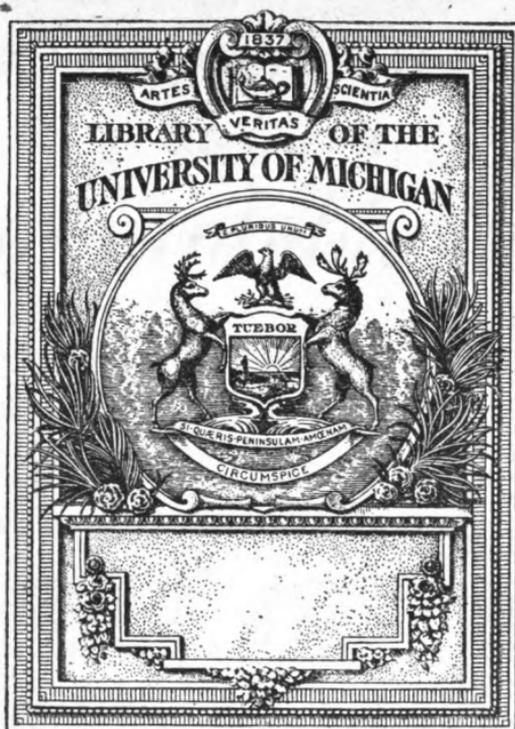
Mr. Barnes von New York.

Von

A. C. Guntter.

Erster Band.





THE GIFT OF
Prof. F. M. Taylor

n man sich jetzt die besten und interessantesten Romane aller
fer in stattlichem Oktavformat und wirklich schöner und
er Ausstattung kaufen.

Unsre „Fünzig-Pfennig-Bände“ enthalten den Stoff eines
öhnlichen Romanbandes, der sonst 3 bis 5 Mark kostet.

In einem bis zwei Bänden wird je ein vollständiger Roman
ffen, so daß das lästige „Fortsetzung folgt“ wegfällt.

Der neue Jahrgang wird vorzügliche Werke der beliebtesten deutschen und ausländischen Erzähler bringen, unter andern von **Karl v. Heigel, Richard Voß, E. v. Wolzogen, A. Daudet, G. Ohnet, A. Theuriet, I. de Tinseau, Hamilton Aide, Mrs. Croker, A. C. Gunter, F. C. Philips, H. Rider Haggard.**

Die nachstehenden Romane des ersten, zweiten, dritten, vierten und fünften Jahrganges können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von 50 Pf. für den broschirten und 75 Pf. für den gebundenen Band bezogen werden.

Erster Jahrgang.

- | | |
|---|--|
| Der Hüttenbesizer. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bde. Aus <i>Nacht zum Licht.</i> Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. | Dofia. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen. |
| Zéro. Eine Geschichte aus Monte Carlo. Von Mrs. Praed. Aus dem Englischen. | Ein heroisches Weib. Von J. J. Kraszewski. Aus dem Polnischen. |
| Waffilissa. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen. 2 Bände. | Eheglück. Von W. E. Morris. Aus dem Englischen. 2 Bände. |
| Vornehme Gesellschaft. Von S. Aide. Aus dem Englischen. | Schifferworte. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen. |
| Gräfin Sarah. Von G. Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände. | Ein Ideal. Von Marchesa Colombi. Aus dem Italienischen. |
| Unter der roten Fahne. Von Mik M. E. Braddon. Aus dem Englischen. | Dunkle Tage. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. |
| Abbé Constantin. Von L. Salévy. Aus dem Französischen. | Novellen von Hjalmar Hjorth Boyesen. Glycer-Brita. — Einer, der seinen Namen verlor. Deutsch von Friedrich Spielhagen. — Ein Ritter vom Danebrog. Aus dem Englischen. |
| Ihr Gatte. Von G. Verga. Aus dem Italienischen. | Die Heimkehr der Prinzessin. Von Jacques Vincent. Aus dem Französischen. |
| Ein gefährliches Geheimniß. Von Charles Keade. Aus dem Englischen. 2 Bände. | Ein Mutterherz. Von A. Delwit. Aus dem Französischen. 2 Bände. |
| Gérards Heirat. Von André Theuriet. Aus dem Französischen. | |

Zweiter Jahrgang.

- | | |
|--|--|
| Der Steinbruch. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände. | Aus des Meeres Schaum. — Aus den Saiten einer Bassgeige. Von Salvatore Sarina. Aus dem Italienischen. |
| Helene Jung. Von Paul Lindau. | Auf der Woge des Glücks. Von Bernhard Frey (M. Bernhard). |
| Warusa. Von Bret Harte. Aus dem Englischen. | Die hübsche Miss Reville. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände. |
| Die Sozialisten. Aus dem Englischen. | Die Verstorbene. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen. |
| Criquette. Von L. Salévy. Aus dem Französischen. | Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten. Von Hans Jepsen. |
| Der Wille zum Leben. — Untrennbar. Von Adolf Wilbrandt. | Ihr ärgster Feind. Von Mrs. Alexander. Aus dem Englischen. 2 Bände. |
| Die Illusionen des Doktor Faustino. Von Valera. Aus dem Spanischen. | Ein Fürstentöhl. — Berlin. Von Claire von Glümer. |
| Zu fein gesponnen. Von B. E. Sarjeon. Aus dem Englischen. 2 Bde. | Bon der Grenze. Novellen von Bret Harte. Aus dem Englischen. |
| Gift. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen. | Eine Familiengeschichte. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. 2 Bde. |
| Fortuna. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen. | |
| Eise Pleuron. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände. | |

Dritter Jahrgang.

Die Verfäulterin. Von Ernst Remin. 2 Bände.

Eine weit über das gewöhnliche Maß hinausragende Leistung; voll interessanter Episoden und überaus fesselnd und geistvoll geschrieben.

In Acht und Bann. Von Miss M. E. Braddon. Aus dem Englischen.

Miss Braddons liebenswürdiges Talent bietet uns hier eine seiner reifsten und vollkommensten Früchte.

Die Tochter des Meeres. Von Johanne Schjöring. Aus dem Dänischen.

Es gereicht uns zur Genugthuung, mit dieser buftigen und poetischen Erzählung, die in ihrem dänischen Vaterlande hochgeschätzt, feinfühligste Verfasserin bei der deutschen Lesewelt einführen zu dürfen.

Lieutenant Bonnet. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bde.

Das Leben einer kleinen französischen Garnisonsstadt wird in diesem ausgezeichneten Roman so vollendet geschildert, wie nur ein Meister wie Malot es vermag; dabei fehlt es nicht an ergreifenden Konflikten und tragischem Schicksal.

Pariser Ehen. Von E. About. Aus dem Französischen.

Kamut und graziose Leichtigkeit bilden den Grundzug dieser geistprühenden Romane des berühmten Dichters.

Hanna Warners Herz. Von Florence Marryat. Aus dem Englischen.

Eine Wärrtherin und eine Gelbin ist die liebliche Frau, deren Geschick die Verfasserin mit prächtiger Charakteristik und warmer Empfindung schildert.

Eine Tochter der Philister. Von Hjalmar Hjorth Boyesen. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Neben hohen künstlerischen Vorzügen fesselt Boyesens trefflicher Roman auch durch den interessanten Stoff. Der Verfasser entrollt vor uns ein treues Bild des Lebens und Treibens der raffinierten Selbst-Extraktie New-Yorks, seiner Adoptiv-Vaterstadt, welchem er edle Charaktere aus gesünderen Sphären gegenüberstellt.

Savells Wüthung. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.

In einem russischen Dorfe, zur Zeit der Selbstbegegnung spielen sich die ergreifenden Vorgänge ab, welche uns Gréville in diesem düsteren Sittengemälde mit packender Gewalt vorführt.

Die Tamen von Croix-Mort. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Der faszinierende Reiz der Ohnetschen Erzählungskunst ist auch dieser jüngsten Schöpfung des hochgeschätzten Romandichters eigen, dessen beispiellose Beliebtheit mit jedem neuen Bude zunimmt.

Die Glocken von Plurs. Von Ernst Pasqué.

Die Auffindung zweier Glocken, der 1618 durch einen Bergsturz verschütteten Stadt

Plurs im Bergellthal hat dem Verfasser Anregung zu einer überaus originellen, durch ungewöhnlichen Reichtum an dramatischer Handlung ausgezeichneten Geschichte gegeben.

Fromont junior und Rister senior. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Wir hoffen uns den Dank unserer Leser zu verdienen, indem wir ihnen dieses berühmte Meisterwerk der neueren französischen Romanbildung in mustergültiger Uebersetzung vorführen.

Der Genius und sein Erbe. Von Hans Zopyen.

Die Personen dieser brillant erzählten, im modernsten Berlin spielenden Geschichte sind von so überzeugender Lebenswahrscheinlichkeit, daß man wohlgetroffene Porträts darin zu erblicken meint.

Ein einfach Herz. Von Charles Reade. Aus dem Englischen.

Klar und klar umrissen, ohne störenden Ballast erzählt Reade die unmittelbar aus der Wirklichkeit geschöpften Thatfachen seiner Geschichte, die ebenso sehr durch die ungewöhnlichen Charaktere der handelnden Personen, als durch die dramatische Bewandlung fesselt.

Baccarat. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Mit der ihm eigenen Seltlichkeit und Liebenswürdigkeit, die den Hauptreiz und den großen Erfolg seiner Bücher bedingen, weicht uns Malot in diesem ergreifenden Roman in die Geheimnisse eines Pariser Spielkauses ein.

Mein Freund Jim. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen.

Diese frisch u. lebendig erzählte Geschichte erinnert durch ihren freundlichen Humor und die Einfachheit der Schreibweise an Goldsmith, ohne daß durch das Vorbild die Originalität beeinträchtigt würde.

Hanna. Von Heinrich Sienkiewicz. Aus dem Polnischen.

Ein Duft jugendlicher Frische liegt auf dieser anmutigen Geschichte des berühmten polnischen Erzählers.

Das beste Teil. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.

Ein durch und durch liebenswürdiges Buch, das den ihm von der französischen Akademie zuerkanntem Preis wohl verdient.

Lebend oder tot. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. 2 Bände.

In diesem nachgelassenen Roman offenbart sich Conways eminentes Erzähler-talent noch einmal aufs glänzendste.

Die Familie Monast. Von Robert de Bonnières. Aus dem Französischen.

Mit entschiedenem Glück nimmt der Verfasser den Zusammenprall der Geburtsaristokratie und einer gewissen Kategorie der haute finance zum Vorwurf für seinen geistvollen Pariser Sittensroman.

Fortsetzung siehe am Schluß dieses Bandes.

828
G 97
EM

Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek.

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.

Sechster Jahrgang. Band 5.

Mr. Barnes von New York.

Roman in zwei Bänden

von

Archibald Clavering Gunter.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen

von

F. Mangold.

Erster Band.

Stuttgart.

Verlag von J. Engelhorn.

1889.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Erstes Buch.

Der Zweikampf von Ajaccio.

Erstes Kapitel.

E r w a r t u n g.

„Um, ja, hier, das wird wohl der richtige Ort sein,“ sagte Mr. Burton S. Barnes von New York zu dem ehrwürdigen Wirt des sehr alten und sehr verfallenen kleinen Wirtshauses, welches an der Küste des Meerbusens von Ajaccio in der Nähe der Stelle liegt, wo sich die Straße nach Bastia dem Innern der Insel zuwendet und sich, zunächst dem Grastonasturzbach durch die Drangen- und Citronenhaine des fruchtbaren Campoloro folgend, dann die mit Oliven und Reben bewachsenen Hügel überschreitend, in den Kastanienwäldern verliert, welche die untern Abfälle des Monte del Dro bedecken.

Einen entschiedeneren und auffallenderen Gegensatz, als dieser Mann und seine Umgebung ihn darboten, kann man sich kaum vorstellen. Ein Träger der anmutigen Civilisation New Yorks im Jahre 1882 steht hier der barbarischen Romantik Corsicas und dem in mittelalterlich malerische Tracht gekleideten alten Wirt gegenüber, der in seinem weichen südlichen Patois, ohne das Französisch, worin ihn Mr. Barnes angeredet hatte, zu beachten, mit großer Neugier fragt: „Der Ort? Welcher Ort, Signor?“

„Die Stelle, wo heute morgen, sobald es hell genug geworden ist, um zu morden, ein Zweikampf ausgefochten werden soll.“

„Zu morden? Was? Wen?“

„Einer den andern. Wissen Sie nicht, was ein Zweikampf ist?“ Hier ließ Mr. Barnes eine kurze Abhandlung über die Gesetze der Ehre folgen, wobei er sein Französisch durch ein lebhaftes Gebärdenpiel unterstützte.

„Aha, eine Art von Bendetta,“ meinte der alte Mann, mit blitzenden Augen.

„Ja, eine gebildete Bendetta. Was das ist, wissen Sie ohne Zweifel.“

„Mein Vater, der Fischer, fiel ihr zum Opfer,“ entgegnete der Corse finster, „er wurde ertränkt.“

„Und der Mann, der Ihren Vater umgebracht hat?“ fragte der Amerikaner mit schnell erwachtem Interesse.

„Wurde auch ertränkt. Ich bin der Sohn meines Vaters, sein Mörder war der letzte jener verfluchten Familie, so daß ich in Frieden schlafen kann. Möchten der Herr nicht ein Frühstück haben?“ und das Geschäft siegte über die Romantik.

„Ja, stellen Sie einen Tisch für mich hier auf die Veranda, Matteo, — so heißen Sie ja wohl —. Geben Sie mir eine Flasche Ihres besten Chianti, Obst und etwas Nahrhaftes, wenn Sie etwas haben, was nicht mit Kastanien vollgestopft ist. Ich will es mir indessen bequem machen, bis es Zeit ist.“

„Eier?“ schlägt der Wirt triumphierend vor.

„Ja, Eier schmecken nicht nach Kastanien.“

Während Matteo in das Haus ging, um das Frühstück zu besorgen, murmelte Mr. Barnes vor sich hin: „Es ist immer am besten, solche Dinge leicht zu nehmen, bis es Zeit ist zu handeln.“ Dann ließ er sich träge auf den bequemsten Stuhl fallen, den er finden konnte, und blickte nachdenklich über das herrliche Bild, welches sich im frühen Morgenlicht soeben in ganzer Schönheit vor ihm enthüllte.

Von der Veranda des Wirtshauses über sah man die Bai, von deren schläfrigem Wellenschlag sie nur durch einen

schmalen Streifen steinigem Strandes getrennt war, der sich bis an das blaue Wasser erstreckte. Jetzt senkte sich allmählich das goldige Licht der Morgensonne darauf herab, welche sich über die weißen Bergspitzen der Insel erhob, die, wie gewöhnlich im Frühling, in Nebel gehüllt waren. Weit draußen erglänzten die lateinischen Segel einiger Fischerboote, wie Mövenschwingen; im Hafen lag etwa ein Duzend Feluken und Speronaren von Sardinien und Sizilien, kaum bewegt von dem Hauch der trägen Morgenbrise, während der kurze Schlot, der sich über dem dunkeln, niedrigen Rumpf eines englischen Kanonenbootes erhob, das Naccio angelaufen hatte, um Vorräte an Geflügel und Obst für die Offiziers-Messe zu kaufen, schwarze Rauchwolken ausstieß, ein Zeichen, daß es seinen Weg nach Alexandria bald fortsetzen wollte, um an der Niederwerfung des Aufstandes Arabi Paschas teilzunehmen.

Mr. Barnes warf einen düstern Blick auf das Kriegsschiff, während er zu sich selbst sagte: „Ich wollte, der Kahn segelte früher ab, das würde mich vielleicht davor bewahren, mich lächerlich zu machen.“ Dann wandte er sich ab, drehte sich eine Cigarette und richtete sein Auge dem Lande, der Stelle zu, wo die Straße von Bastia sichtbar wurde. „Noch kein Zeichen von Marina,“ setzte er sein Selbstgespräch fort. „Ich habe den Kurier um zehn Uhr gestern Abend an sie abgesandt. Wenn es Pferdefleisch leisten könnte, müßte sie jetzt hier sein. Aber corsisches Pferdefleisch ist günstigsten Falles nur Polo-Bony-Pferdefleisch*), die Straßen sind schlecht und“ (hier sah er auf seine Uhr) „es ist jetzt sieben. Wenn ich die Burschen nicht verhindern kann, sich zum Narren zu machen, und es stößt ihm etwas zu, dann möge der Himmel ihr gnädig sein! O, es ist eine schlimme Welt, eine schlimme Welt!“

Seufzend verfiel Barnes wieder in seine trüben Gedanken. Er dachte, was für ein Thor er gewesen sei, nach

*) Polo ist ein in Amerika, besonders in den westlichen Staaten, wie Kalifornien zc., mit Leidenschaft betriebenes Spiel, bei welchem die Spieler auf gewöhnlich ziemlich schlechten Ponies reiten.

Corsica zu gehen, um Moufflons zu schießen, während er ebensogut ein andres wildes Tier auf einem andern Teil der weiten Erde jagen konnte. Weshalb mußten es gerade corsische Moufflons sein?

Mr. Barnes war keineswegs ein typischer New Yorker. Wenn man ihn zuerst sah, konnte man wohl einen leisen Verdacht nicht unterdrücken, daß er das sei, was in der Sprechweise der modernen Welt New Yorks etwas verächtlich mit dem neu erfundenen Wort „Dude“ — etwa Geck — bezeichnet wird. Aber wenn die beinahe bis zur Künstelei getriebene Sorgfalt seiner Kleidung den Beobachter veranlaßte, ihn dafür zu halten, so belehrte die ganze Art und Weise, wie er sich gab, sehr bald, daß er auch ein Mann sei und zwar ein Mann, der die Welt und sich selbst sehr gründlich kannte. Mr. Barnes' Beschäftigung in den achtundzwanzig Jahren seines Lebens hatte darin bestanden, die Zeit totzuschlagen. Mit einem großen Vermögen gesegnet, hatte er niemals für sein tägliches Brot gearbeitet. Einmal hatte er allerdings gemeint, er müsse einen Beruf haben, und hatte sich dem Studium der Medizin zugewandt, bis er entdeckte, daß jeder praktizierende Arzt der Welt jährlich zehn Tote liefert, und darauf hatte er, froh, eine Entschuldigung zu finden, erklärt, er wolle seine zehn leben lassen, und hatte es abgelehnt, das Doktor-Diplom zu erwerben. Da es aber doch nun einmal notwendig war, die Zeit totzuschlagen, hatte er dies meist dadurch gethan, daß er wilde Tiere tötete. Einer der besten Schützen des New Yorker Schützenklubs, hatte er ein- oder zweimal ein internationales Wettschießen dadurch gerettet, daß er im entscheidenden Augenblick, wo es, um zu gewinnen, unbedingt notwendig war, Centrum zu schießen, keine Nerven hatte. Daraus ergibt sich, daß gefährlichem Wild, besonders Tigern gegenüber, Mr. Barnes ein totbringender Feind war.

Der Jagd in jeder Form nicht abgeneigt, würde er gern in den abgeschlossenen Kreisen von Belgravia oder der fünften Avenue auf die Pirsch gegangen sein, denn er hatte in England, wie in Amerika Zutritt zur besten Gesellschaft, aber eine lange Courmacherei und das damit verbundene berech-

nete Manövrieren waren ihm zuwider. Er pflegte das zu brandmarken und zu sagen, das heiße „Kanarienvögeln Schlingen legen, und das sei kein Sport“.

Im Ballsaal zu tanzen, dazu war er zu träge, wenn es aber galt, in den Rocky Mountains umherzuklettern, um Büffel zu schießen, scheute er keine Anstrengung, und als ein ihm oberflächlich bekannt gewordner Corse, Graf Muffo Danella, in einem Pariser Klub bei einem Spiele Baccarat ihn eingeladen hatte, ihn auf seinen Besitzungen auf der Insel zu besuchen, um Moufflons zu jagen, hatte Barnes diese Einladung angenommen, und in den drei Wochen, welche dem Tage vorausgegangen waren, an dem wir ihn in dem Wirtshaus am Strande trafen, hatte er so viele dieser Tiere geschossen, als er wünschte, hatte die ganze Insel durchstreift, aber das, was zu sehen er am begierigsten war, hatte er nicht gesehen — eine Bendetta, eine wirkliche, ausgeübte Bendetta, und nun befand er sich in Ajaccio auf dem Rückweg nach Frankreich, als er in das Abenteuer, welches ihn jetzt beschäftigte, verwickelt wurde, nicht in eigener Angelegenheit, sondern in der einer jungen Dame, welche er im Innern der Insel kennen gelernt hatte.

An die Besitzungen seines Gastfreundes im schönen Thal der Gravona, unter den weit ausgedehnten Kastanien- und Buchenwäldungen von Bocognano stieß diejenige einer Familie, in deren Adern das Blut floß, welches in ganz Corsica am höchsten geehrt und am meisten geliebt wird, das Blut des Patrioten und Befreiers Pasquale Paoli, und die junge Dame war eine der letzten Trägerinnen dieses alten Namens.

Graf Muffo Danella war der Vormund des jungen Mädchens und ihres Bruders — der Vater war gestorben, während sie noch Kinder waren — und er hatte außer Barnes auch noch seine Mündel eingeladen, welche eben aus einem italienischen Pensionat zurückgekehrt war. Sie sollte mit ihrem Bruder zusammentreffen, der als Marineoffizier im Dienste der französischen Republik stand und dessen Rückkehr von einer dreijährigen Seereise erwartet wurde. Marina Paoli war an dem Tage, den Mr. Barnes für seine Abreise festgesetzt hatte, eingetroffen.

„Sie wird nicht in die Schule zurückkehren. Sie haben mir geschrieben, daß sie sie nicht wieder annehmen wollen,“ sagte der Graf, als sie die Allee von Olivenbäumen hinanritten, welche zu dem niedrigen corfischen Hause führte.

„Nicht wieder annehmen? Weshalb?“ fragte Barnes.

„Per Bacco! Sie ist ihnen zu corfisch, sie liebt die Freiheit zu sehr. Sie ist einmal aus der Schule durchgegangen, um die Gerster in Florenz singen zu hören, und hat ihrem Lehrer in der Malerei eine furchtbare Rache angedroht, wenn er es wagte, ein Gemälde, welches sie eben vollendet hatte, mit den Kleckereien seines modernen, keiner Schule angehörigen Pinsels zu entweihen. Der Italiener hat das Bild mit seiner Beschwerde so an mich geschickt, wie es war. Ich habe es im ‚Salon‘ ausgestellt, und da es dort eine ehrenvolle Erwähnung erhielt, habe ich die Beschwerde des Italieners ins Feuer geworfen.“

„Ein Bild von einem jungen Mädchen hat im Pariser Salon eine ehrenvolle Erwähnung davongetragen?“ stieß Mr. Barnes in atemlosem Unglauben hervor.

„Es war wohl ebensosehr der Gegenstand, wie die Ausföhrung, was den Erfolg herbeiföhrte, denn mit echt mädchenhafter Eitelkeit hat sie sich selbst gemalt,“ sagte der Graf lachend, als sie in das Haus eintraten. Im nächsten Augenblick sah Barnes das Original und wunderte sich fortan nur noch, weshalb das Abbild, wenn es halbwegs ähnlich war, nicht die goldne Medaille jenes Jahres errungen hatte.

Als Marina sich erhob, um sie zu begrüßen, fiel ihr modernes Pariser Kleid wie ein altes griechisches Gewand um sie und zeigte Umrisse, welche ebenso vollendet waren, wie ihr Antlitz, ein Antlitz der sinnbethörendsten südlichen Schönheit, belebt von einer Seele, welche es durch den beständig wechselnden Ausdruck unbeschreiblich machte. Sie zu lieben, das hieße vielleicht gleichzeitig Julia und die Madonna lieben und — wer kann es sagen? — vielleicht auch in einer düstern Stunde ihres Lebens, eine Lady Macbeth — alle wunderschön und jede eine Marina Paoli.

Barnes, dessen Schatz an beschreibenden Beiworten beschränkt war, nannte sie „betäubend“ und traf damit, was

seine eignen Eindrücke anlangt, das Rechte, denn ihn erschreckte sie einfach, vielleicht nicht gleich, als er sie zuerst sah, aber später.

Als sie sich ihnen mit dem Lächeln des Willkommens in den schönen Augen näherte, beugte sich der Graf, auf seine Rechte als Vormund pochend, vor, um sie auf die Lippen zu küssen — das Lächeln verwandelte sich in einen Blick unnahbaren Stolzes und sie sagte kalt: „Ich bin jetzt älter — meine Hand, bitte!“

Und während der Mann von Welt mit seinen vierzig Jahren Pariser Lebens, die ihm fünfzig gekostet hatten, sich lächelnd auf ihre Finger neigt, steigt in Barnes plötzlich der Gedanke auf, daß Russo sie liebt und daß das Mädchen, mit dem Instinkte seines Geschlechts, in diesem Augenblick eine Schranke zwischen sich selbst und seiner Leidenschaft aufgerichtet hat.

Als Mr. Barnes vorgestellt wurde, kam das Lächeln wieder und sie rief aus: „Ein Amerikaner! Ein freier Mann! Auch Sie können mir die Hand küssen.“

„Sie lieben die Republikaner?“

„Ich hasse die Tyrannen und verachte Sklaven. Vor einem Russen oder Türken würde ich mich nur verbeugen, aber ein Amerikaner — das ist etwas andres.“

„Ich freue mich, daß ich Amerikaner bin,“ entgegnete Barnes und küßte ihr die Hand, und dieser Kuß hatte genug Interesse an ihrem Leben in ihm erweckt, ihn zu veranlassen, an dem Tage, an welchem wir ihn zuerst gesehen haben, von seinem Wege abzuweichen, um ihr einen Dienst zu leisten.

Sie wurden rasch Freunde. Das Mädchen sang ihm ein paar Liedchen aus einer Oper vor, wobei sie sich auf einer Mandoline begleitete, dann wandte sie sich von der italienischen Musik der ihrer Heimatinsel zu und sang einige Balladen, Lamenti, die sich auf die Vendetta bezogen, — denn in Corsica gibt es keine andern Volkslieder. Das führte dazu, daß sie Mr. Barnes erklärte, was die Vendetta eigentlich sei, daß sie als die heiligste Pflicht betrachtet wird, die Pflicht, den Tod eines Familienangehörigen, der von

der Hand eines andern gefallen ist, zu rächen, daß der „Kimbecco“ ein Vorwurf ist, welcher denen vorgesungen wird, die diese Pflicht vergessen, und daß ein Corse, der nicht darauf hört, zeitlebens verachtet wird. Und dabei sang sie einen Kimbecco mit einer wilden Leidenschaft, welche zeigte, daß Marina Paoli im Geiste eine Corsin geblieben, wenn sie auch in der Civilisation des Festlandes erzogen war.

Mit einiger Neugier fragte er, ob in ihrer Familie jemals eine Vendetta gewesen sei.

„In den letzten drei Generationen nicht,“ erwiderte das Mädchen, „aber sie kommt stets in der dritten, und das ist die unsrige. Es sind unser nur drei — der alte Tomasso, mein Pflegevater, der mir so treu dient und der jedes mir widerfahrene Unrecht wie ein eignes rächen würde, ich, und Antonio, mein Bruder“ (ein Ausdruck der Erwartung erschien in ihren Augen), „der einzige meines Blutes, der meiner Liebe übrig geblieben ist und dessen Brief, der mir sagen wird, wann ich ihn wieder küssen soll, ich bald erhalten werde. Horch! Pferdegetrappel! Mia Madre! Wenn er es wäre!“

Ihr Angesicht wurde von der Freude verklärt und sie eilte hinaus auf die Veranda. Nach einer Pause fragte der Graf: „Möchten Sie das Bild vom Pariser Salon sehen?“

Er zog einen Vorhang zur Seite und enthüllte so ein Gemälde, welches sich, als Barnes das Licht einer Lampe darauffallen ließ, als ein Porträt Marinas in der Tracht einer corsischen Bäuerin darstellte, mit der bunten Mandile und dem kurzen Rock, welche ihrer anmutigen Gestalt neue Reize verliehen. Ihr Gesicht hatte einen träumerischen Ausdruck, als ob ihre Seele weit vom Körper entfernt wäre, und ihre Augen blickten mit gespannter Aufmerksamkeit in unbekannte Fernen, als ob sie jemand suchten, der nicht kam. Der Ausdruck war der leidenschaftlichen Sehnsucht. Unter dem Bilde stand: „Erwartung!“

„Ah! Sie wartet auf den Geliebten. Ich verstehe,“ lachte Mr. Barnes.

„Nein! Sie wartet auf den Bruder — er ist das einzige Wesen, welches von Marina geliebt wird. Die beiden Kinder

sind sich, sozusagen, in den Armen aufgewachsen — bis vor drei Jahren war beider Leben eins — und nun erwartet sie seine Rückkehr wie eine sehnsüchtige Braut. Eine andre Liebe findet in ihrem Herzen keinen Raum,“ bemerkte Musso trübe.

Er hatte die Worte kaum gesprochen, als Marina wieder eintrat, wie eine Verzückte. „Seht!“ rief sie, „sein Brief! Meines Antonio Brief!“ und sie küßte ihn. „Morgen wird er in Corsica sein, und den folgenden Tag“ (mit einem Seufzer der Sehnsucht) „bei mir! Ich habe den alten Tomasso ausgesandt, damit er auf den Höhen Freudenfeuer anzünden läßt, und unsre Hirten auf dem Monte del Dro erfahren, daß ihr Herr zurückkehrt, und sie ihn begrüßen können. Ich werde das Kleid tragen,“ sie wies auf das Bild, „er liebt mich am meisten als eine seines Volkes.“

„Jetzt können wir fortgehen,“ flüsterte Danella, „sie hat jetzt für weiter nichts Sinn, als für ihren Bruder.“

Als sie Abschied nahmen, bat der Graf um das Sträußchen weißer Lorbeerblüten, welches das Mädchen trug. Sie aber nahm es vom Busen und drückte es dem erstaunten Barnes in die Hand. Danella blickte den jungen Mann drohend an, und als Marina dies bemerkte, sagte sie rasch mit leisem Lachen: „Seien Sie nicht eifersüchtig. Mr. Barnes wird sie für mich nach Ajaccio bringen und Antonio die Blumen seines Heimatlandes geben, wenn er ihn sieht, und ihm sagen, daß Marina, die ihn erwartet, sie schickt und keine Ruhe finden wird, ehe er sie ihr zurückgebracht hat. Verstehen Sie wohl, Sie dürfen nicht einmal daran riechen, ihr ganzer Duft gehört meinem Bruder.“

Als die beiden Männer fortritten, stand sie am Fenster und blickte ihnen nach, mit Augen voll strahlender Erwartung. Wie ein Bild der Freude und Liebe, beinahe mittelalterlich in ihrem innigen lebendigen Ausdruck, hob sich ihre Gestalt von dem Feuerschein ab, der durch die offenen Scheiben und das eiserne Gitter leuchtete, welches in diesem unruhigen Lande alle Fenster schützt.

„Beim heiligen Georg! Solche Mädchen bringt die fünfte Avenue nicht hervor!“ rief Barnes aus.

„Nein. Die Civilisation kann die Entwicklung eines solchen Herzens nur verkümmern. Marina besitzt zwei große corfische Leidenschaften — die Liebe zu ihrer Heimat und die Liebe zu ihrer Familie, aber selbst in Corsica gibt es keine so wie sie. Solange ihr Bruder lebt, wird sie keinen andern Mann lieben.“

„Und wenn sie es dennoch thäte?“ meinte der Amerikaner lachend.

„Niemals, solange ich lebe!“ rief der Corse mit einem unterdrückten Fluch aus, und dabei zog sich plötzlich seine Stirne finster zusammen und verriet Barnes sein Geheimniß. „Sie schlagen die Straße nach Ajaccio ein, und die zweigt sich hier von der meinigen ab.“ Darauf trennten sich die Männer mit herzlichem Gruß, denn wenn Mr. Barnes einen Mann, der seine Ruhe nicht bewahren konnte, auch gering schätzte und der Graf nicht frei von den Leidenschaften der untern Klassen war, so waren sie doch drei Wochen lang gute Jagdkameraden gewesen und hatten viel Wild erlegt, was Sportfreunde zu einander hinzieht.

Während Barnes nun das schöne Thal hinabtritt, welches durch die schäumenden Stromschnellen der dem Meere zueilenden Gravona bewässert wird, erfrischte ihn der Duft der Lorbeerblüten, er sah die Freudenfeuer auf den Bergen aufflammen und er fühlte, daß jede Güte, die er dem Bruder erwies, ihm die Freundschaft der Schwester gewinnen würde, und wenn ihn seine nüchterne Ueberlegung auch davor warnte, sich in einen Vulkan zu verlieben, so war er doch sehr bereit, viel zu thun, um sich ihre Hochachtung zu erwerben.

Am nächsten Tage war er in Ajaccio und schlenderte abends, um Marinas Auftrag an Antonio auszuführen, nach dem Klub, welchen die in ganz Corsica heimische Gastlichkeit bereitwillig den Fremden öffnet. Dort hoffte er ihn zu finden.

In dem ruhigsten aller ruhigen Klubs, dem Circolo von Ajaccio, waren nur wenige Besucher und Barnes glaubte anfänglich, es sei niemand anwesend. Bald aber hörte er erregte Stimmen im nächsten Zimmer, dann ein paar derbe,

hausbackene angelsächsische Flüche, wie sie kein Fremder nachahmen könnte.

Durch die Thüre blickend, sah er zwei französische Offiziere und einen englischen, der augenscheinlich zu einem im Hafen liegenden Kriegsschiff gehörte, da er die Marineuniform jenes Landes trug.

Der Gegenstand des Streites war die ägyptische Frage, die gerade viel böses Blut zwischen beiden Ländern machte und die im Jahre 1882 vor der Beschießung von Alexandria die Duelle noch größerer Verbitterung war, als gegenwärtig. Der Zank war durch ein sehr treffendes Bild des Londoner Punch, welcher auf dem Tische lag, veranlaßt worden. Die Zeichnung stellte eine riesige Palme mit ägyptischen Kokosnüssen beladen dar. Frankreich, durch einen französischen Offizier vertreten, schüttelt den Baum so, daß die Früchte gerade in den offenen geräumigen Rachen des britischen Löwen fallen, welcher träge unter den Zweigen ausgestreckt liegt.

Als Mr. Barnes die Scene erblickt, hat der Streit seinen Höhepunkt dadurch erreicht, daß einer der französischen Offiziere den englischen einen Lügner geheißen hat und im nächsten Augenblick für seine Mühe zu Boden geschlagen wird.

Der Franzose rafft sich wieder auf, was einige Zeit dauert, da der Schlag mit voller Kraft aus dem Schultergelenk geführt war. Er erhebt sich und ist im Begriff, sich auf seinen Angreifer zu stürzen, als sein Kamerad ihn mit den Worten zurückhält: „Nicht jetzt!“

Der Angegriffene zwang sich zur Ruhe, verbeugte sich und überreichte seine Karte, wobei er in der Erregung deren zwei aus dem Täschchen nahm. Der Engländer ergriff eine und legte die andre auf den Tisch, wobei er sagte: „Sie müssen es entschuldigen, daß ich Ihnen keine Karte geben kann.“

„Ein braver Mann!“ dachte Barnes, „er hat den Mut einen Zweikampf zu verweigern.“

„Und Sie sind englischer Offizier?“ fragte der Franzose höhnisch.

„Gerade, weil ich englischer Offizier bin, weigere ich mich. Eine Herausforderung zu stellen oder anzunehmen, ist gegen die Befehle der britischen Admiralität.“

„Nicht ganz so brav als ich dachte, er fürchtet die britische Admiralität,“ murmelte Barnes für sich.

„Ah! Sie wagen es nicht!“ erwiderte der Franzose, „Sie können nur gegen Aegypter kämpfen.“

„Oho! Ich kann Sie sehr wohl totschiagen, wenn Sie es wünschen,“ antwortete der Engländer, „und wenn Sie an meinem Mute zweifeln, so will ich mich gern Ihnen beiden und einem Kriegsgericht dazu stellen.“

Nun wird ein Zusammentreffen für den nächsten Morgen Punkt acht Uhr bei dem kleinen Wirtshaus am Strande verabredet, welches „Il Pescatore“ genannt wird, denn das Schiff des Engländers soll um neun Uhr seine Reise fortsetzen. Dann verlassen die Offiziere den Klub, wobei der Franzose zwischen den Zähnen murmelt: „Demain! à la mort!“

Mr. Barnes hatte dem ganzen Vorgang bis dahin wenig Beachtung geschenkt. Er war einmal Augenzeuge eines Zweikampfs zweier Rinderhirten in Texas gewesen und hatte bei der Gelegenheit Blutvergießen genug zwischen diesen Bagabunden der Wildnis gesehen, um zu wünschen, nie wieder etwas Aehnliches zu erblicken. Allein als er einige Minuten später in das Zimmer trat, in dem der Streit stattgefunden hatte, lag die Karte des französischen Marineoffiziers noch auf dem Tisch, wohin sie der Engländer gelegt hatte, und er nahm sie auf. Nachdem er einen hastigen Blick darauf geworfen hatte und dann noch einen, um ganz sicher zu sein, ging er rasch auf die Straße und zehn Minuten später jagte ein corsischer Knabe, dem die größte Eile empfohlen war, in der Finsterniß die Straße nach Bastia hinan, mit einer Gilbotschaft an Russo Danella.

Am nächsten Morgen begab sich Mr. Barnes nach dem Wirtshaus Il Pescatore, um des Mädchens willen, welches die Rückkehr des Bruders mit so heißer Sehnsucht erwartete, denn die Karte, welche er in dem Klub gelesen hatte, lautete:

M. Antonio Paoli,

Sous-Lieutenant

Marine Française.

Zweites Kapitel.

Ankunft.

Inzwischen beschäftigte sich Barnes auf der Veranda des kleinen Wirtshauses, wo wir ihn zuerst trafen, damit, daß er abwechselnd voll Ungeduld die Straße nach Bastia und das englische Kanonenboot beobachtete — erstere in der Hoffnung, nahende Staubwolken zu erblicken, letzteres, seine Uhr wiederholt zu Mate ziehend, mit dem Wunsch, es absegeln zu sehen, wobei er mit großem Eifer Cigaretten rauchte. Als er das dritte dieser kleinen Besänftigungsmittel der menschlichen Natur kunstgerecht drehte, wurde er durch Matteo unterbrochen, der mit dem bestellten Frühstück zurückkehrte.

„Stellen Sie es dort auf den Tisch.“

„Hier ist die schattige Seite, Signor,“ meinte der Wirt.

„Aber auf der andern hat man die Aussicht, darauf kommt's an. So. Jetzt können die Burschen nicht hierher kommen und sich umbringen, ohne daß ich's sehe. Das ist beßrer Chianti, als ich ihn auf dieser Insel zu finden erwartete.“ Bei diesem Worte schickte sich Barnes an, sein Frühstück mit ziemlichem Appetit einzunehmen.

Matteo blieb aufgeregt in seiner Nähe und fragte endlich lebhaft: „Glauben Sie, daß die Leute, welche sich umbringen wollen, bald kommen werden?“

„Ja, aber was kümmert Sie das?“

„Sie könnten vielleicht vorher etwas frühstücken wollen. Vielleicht haben sie Hunger, ehe sie sich umbringen?“

„Ah so, daran denken Sie,“ lachte Barnes, „Sie betrachten das Duell vom gastronomischen und geschäftlichen Standpunkt — Sie haben wohl nie eins gesehen?“

„Nein. Wir morden zwar in Corsica, aber nicht auf die Art. Haben Sie einmal den Genuß eines Duells gehabt, Signor?“ fragte Matteo zurück, während er die geleerten Eierschalen entfernte und das Obst vorsetzte.

„Ja, einmal, in Texas, zwischen zwei Rinderhirten. Sie machten sich in zehn Sekunden kalt. Es würde mir sehr

angenehm sein, wenn ich niemals ein zweites zu sehen bekäme.“

„Ah! Das hätte ich wohl sehen mögen! Das muß großartig gewesen sein,“ murmelte der alte Mann.

Aber die Erinnerung an den schrecklichsten Anblick seines Lebens rief die Besorgnis vor dem, was jetzt kommen sollte, in Mr. Barnes wieder wach. Er erhob sich und blickte nochmals die aus dem Innern kommende Straße entlang — aber kein Staubwölkchen, nicht das geringste Zeichen von Marina war zu erblicken.

„Kommt Marina, dann kann sich ihr Bruder nicht duellieren, wenn er das geringste Gefühl für sie hat, ich könnte es wenigstens nicht vor den Augen einer solchen Schwester. Ich würde die Gefahr vermeiden, sie allein auf der Welt zu lassen,“ flüsterte er.

Er drehte sich eine frische Zigarette und war im Begriff seinen Platz wieder einzunehmen, als er, sich der See zuwendend, ein Boot wahrnahm, welches, von zwei kräftigen eingeborenen Fischern gerudert, eben um die Spitze eines der Felsenvorsprünge bog, die die Bucht einfassen. Im nächsten Augenblicke knirschte sein Bug, von ein paar kräftigen Ruder schlägen getrieben, auf dem Sande. Im Stern saß der englische Offizier, den er am Abend vorher gesehen hatte, in Begleitung eines andern, ohne Zweifel seines Sekundanten.

„Die Schlingel kommen früher als sie,“ brummte Barnes. „Ich muß selbst thun, was ich kann. Jedenfalls ist es am besten, wenn ich zuerst mit dem Engländer spreche.“

Während die beiden Offiziere ans Land stiegen und zunächst den Strand entlang und dann nach dem Wirtshaus hinausblickten, augenscheinlich in der Erwartung ihre Gegner zu finden, schoß ein abenteuerlicher Gedanke durch Barnes' Hirn. Marinas Bruder war noch nicht da. Konnte er sich nicht als dessen Bevollmächtigten ausgeben, dem Engländer eine Abbitte anbieten, und ihn nach seinem Schiff zurücksenden, welches bereits seine Boote eingeholt hatte und allem Anschein nach im Begriff stand, den Hafen zu verlassen? Ein verdrießliches Lächeln flog bei diesem Plan über seine Züge, aber noch während er sich umsah, um sich zu ver-

gemüßern, daß der Corse noch nicht nahe genug sei, um die Ausführung zu verhindern, verwarf er ihn schon wieder als einen seiner unwürdigen Kniff und weil er die Ueberzeugung hatte, Marina würde ihm niemals vergeben, wenn sie erführe, daß er ein verwerfliches Spiel mit dem getrieben habe, was sie als ihres Bruders Ehre ansehen werde. Ohne Zweifel würde sie ihn wegen seiner unverschämten Einmischung hassen.

Im nächsten Augenblick war er sich über das Verfahren, welches er einschlagen wollte, klar. Er schleuderte die halb-vollendete Cigarette ungeduldig fort und rief: „Holla! Ihr Herrn da unten! Kommt herauf und frühstückt mit mir, ich habe seit Monaten kein englisches Gesicht gesehen! Ich bin Barnes von New York!“

Bei der unerwarteten Vertraulichkeit dieser Anrede fuhren die beiden englischen Offiziere erstaunt empor, und einer von ihnen, die Hauptperson bei der bevorstehenden Angelegenheit, sagte nach einer kurzen Pause, seine Mütze lüftend und sich mit beinahe spöttischer Höflichkeit verbeugend: „Sehr verbunden für Ihre freundliche Einladung, aber wir haben keinen Hunger und sind in Geschäften hier, Mister Barnes von New York.“ Der andre, etwas bissigerer Natur, murmelte: „Verflucht unverschämter Kerl, dieser Barnes von New York.“ Dann nahm er ein paar verdächtig aussehende Bäckchen aus dem Boot.

„Sie glauben, ich sei ein Narr,“ dachte Barnes von New York bei sich, „und damit ist die Sache schon halb gewonnen. Ein anerkannter Dummkopf macht in der Regel bessere Geschäfte als ein weiser Mann. Die Leute sind nicht auf ihrer Hut vor seiner Klugheit. Darin besteht viel von dem, was man gewöhnlich ‚Narrenglück‘ nennt.“

Mr. Barnes von New York hatte die eigentümliche Eigenschaft, daß er bei der ersten Begegnung gewöhnlich den Eindruck eines vollständigen Simpels machte, obgleich bei näherer Bekanntschaft die meisten Leute sehr rasch dahinter kamen, daß sie sich in einem großen Irrtum befunden hatten.

„Gerade wegen dieses Geschäftes möchte ich mit euch reden,“ rief er als Antwort zurück. „Kommt herauf und

trinkt ein Glas Wein mit mir im Schatten. Das ist besser, als wenn ich zu euch hinunter ginge, denn auf dem Strand kann man jetzt, wo die Sonne darauf liegt, Fische braten.“

Die beiden Offiziere hielten eine leise Besprechung miteinander und stiegen dann die kleine, halb verfaulte hölzerne Treppe empor, welche vom Strande nach dem Wirtshaus führte. Sie waren beide noch jung, einer, die Hauptperson in der Sache, war etwa dreißig Jahre alt und trug die volle Uniform eines Lieutenants in Ihrer Majestät Marine, der andre, der nur etwas über zwanzig war, die eines Midshipman. Im allgemeinen schienen beide zu jener Art von Männern zu gehören, wie sie unter Nelson gefochten haben, und welche Kapitän Marryat beschreibt, nur um ein Jahrhundert in der Bildung fortgeschritten. Der Held vom gestrigen Abend war blond, mäßig groß und anscheinend lebenswürdig, der andre war dunkler, kleiner und machte den Eindruck blutdürstiger Reizbarkeit, wie das Sekundanten bei derartigen Gelegenheiten in der Regel thun. Sein Gesicht hatte etwas von einer Bulldogge, und er war mit dem Leichtsinn der Jugend augenscheinlich entschlossen, daß sein Freund Pulver riechen sollte.

Als sie auf der Veranda angelangt waren, schritt der zuletzt Beschriebene mit Quarterdeckentschlossenheit auf Barnes zu, der inzwischen einen neuen, vergeblichen Blick auf die Straße nach Bastia geworfen hatte, und sprach mit großer Bestimmtheit: „Sie wollten mit uns über diese Angelegenheit sprechen — was für eine Angelegenheit?“

„Seine Ehrensache — er ist doch hierher gekommen, um sich zu duellieren, nicht wahr?“ entgegnete der Amerikaner, mit seinen Augen auf den andern hinweisend.

„Mit wem?“ fragte der Sekundant vorsichtig.

„Mit Monsieur Paoli, Sous-Lieutenant in der französischen Marine,“ antwortete Barnes.

„Aha! Sie kommen also als Freund des Franzosen?“

„Nein, aus eigenem Antrieb.“

„Mit welchem Recht?“ fragte der Engländer, sich hochmütig aufrichtend.

„Ich bin ein Freund seiner Schwester,“ unterbrach ihn der Amerikaner.

„Seiner Schwester!“ stieß der Sekundant überrascht hervor. Die beiden Engländer blickten einander an, und der Duellant wandte sich mit einem weichen Blick in den Augen ab.

Sein Sekundant schien jedoch die Sache nicht in demselben Licht anzusehen, denn er sagte höhnisch: „Aha! Brandung voraus! Sie sind wohl der Liebhaber der Schwester und verliebt genug, um an die Stelle des Bruders zu treten?“

„Ich bin durchaus nicht verliebt in die Schwester, aber wenn ich den Platz des Bruders dieser Schwester hier einnehmen wollte, Herr, so würde Ihnen das schlecht genug gefallen. Ich bin Barnes von New York!“ entgegnete der Amerikaner, der es schwierig fand, seinen Gleichmut zu bewahren.

Die mit eigentümlicher, fast drohender Betonung gesprochene Wiederholung der Worte „Barnes von New York“ veranlaßte seinen Zuhörer offenbar zum Nachdenken. „Doch nicht Barnes von New York, der berühmte Schütze,“ rief er dann plötzlich aus, „der das internationale Freihandschießen gewann und dessen Pistolenschießen in Paris die Franzosen so sehr in Erstaunen versetzte, wie die ‚Times‘ sagt?“

„Das ist mein Name!“ Die Antwort war weder beiseiden noch logisch, aber sie war wahr, denn Barnes' Geschicklichkeit im Gebrauch von Feuerwaffen aller Art hatte seinen Namen in ganz Europa berühmt gemacht.

„Dann sind Sie der Mann, der mit der Kugel Nägel in die Wand treibt, Karten spaltet und schwingende Bälle trifft?“ Beide Engländer blickten ihn jetzt mit großer Achtung an, denn um in England bewundert zu werden, braucht ein Mann nur in irgend einer Art Sport, die Nerv und Ruhe verlangt, alle andern zu übertreffen, und auf dem Schießstand oder vor einem Ziel im offenen Feld war Mr. Barnes, um einen amerikanischen Ausdruck zu gebrauchen, „ganz oben auf dem Haufen.“

„Nein, ich möchte mich Ihnen nicht gegenüberstellen,“ sagte der Sekundant. „Ich möchte Aussicht haben, England noch einmal wiederzusehen, und das werde ich, trotz des

ägyptischen Lumpengefindels und der Cholera und allem übrigen, aber vor Ihrer Pistole hätte ich keine mehr!"

In diesen Worten lag keine Furcht, sie drückten lediglich eine Thatsache aus.

"Wir müssen diese Sache rasch ins reine bringen," fuhr er fort, „der ‚Bulture‘“ (dabei wies er auf das Kanonenboot) „segelt in einer halben Stunde. Der Franzose muß in zehn Minuten hier sein, oder wir kehren auf unser Schiff zurück.“

„Dann nehmen Sie ein Glas Wein von mir an, das versetzt die menschliche Natur immer in eine freundlichere Stimmung. — Matteo! Gläser für die Herren!“

Während diese geholt wurden, trat Barnes vor das Wirtshaus und warf einen neuen forschenden Blick auf die Straße nach Bastia. Anfänglich vermochte er in dem Licht des frühen Morgens keine Spur sich regenden Lebens zu entdecken; nach einiger Zeit jedoch glaubte er beinahe sicher zu sein, zwischen zwei, einige Meilen entfernten Bergen eine kleine Staubwolke aufsteigen zu sehen. Wenn sie es war, so mußte noch geraume Zeit vergehen, ehe Marina anlangen konnte, und als er sich umwandte, bemerkte er, daß sich zwei Gestalten rasch auf der Straße von Ajaccio näherten. Wenn auch die Schwester zu spät kam, der Bruder würde zur rechten Zeit da sein, das wurde ihm klar. Als er zu den Engländern zurückkehrte, sagte er ruhig: „Ich weiß, daß die Einmischung eines Unbetheiligten in eine solche Angelegenheit etwas Ungewöhnliches und vielleicht Ungehöriges ist, aber ehe es zum Aeußersten kommt, möchte ich Ihnen von seiner Schwester erzählen.“

Nach einer kurzen Pause sprach jetzt der Duellant zum erstenmale. Seine Stimme war im Gegensatz zu der des Sekundanten voll Empfindung, sein Benehmen gebildet. „Seine Schwester?“ fragte er. „Was kann eines Mannes Schwester mit einer so traurigen Angelegenheit zu schaffen haben?“ Bei dem Worte Schwester nahm seine Stimme einen weichen Klang an, während der andre, der Sekundant, seine Augen der See zuwandte, als ob er nach seiner Heimat in Altengland ausschäue.

„Sehr viel,“ war die Antwort; „haben Sie keine Schwester?“

„Ja, eine, die ich innig liebe,“ entgegnete der Seemann. „Aber meine Schwester muß in dieser Sache die Möglichkeit, einen Bruder zu verlieren, hinnehmen, und seine Schwester muß daselbe thun. Um Gottes willen, sprechen Sie mir in einem Augenblick wie dieser nicht von Heimat und Schwestern und dergleichen!“

Als er nach diesen Worten hastig ein Glas Wein leerte, um eine Bewegung zu verbergen, die ihm Ehre machte, wußte Barnes, daß seine Sache gewonnen war, wenn er keinen Mißgriff beging.

„Ich will Ihnen nicht von Ihrer Schwester sprechen, ich will Ihnen nur von der seinigen erzählen.“ Und dann beschrieb Barnes mit wenigen Worten das alte corrische Haus da droben am Bergabhang, die schöne junge Dame, die er erst vor wenigen Tagen gesehen hatte, ihren romantischen Sinn, der nur eine Leidenschaft kannte, die Liebe zu ihrem Bruder, dem letzten ihres Blutes, der noch auf Erden lebte, und wie sie erwartete, ihn gerade heute, bei seiner Rückkehr von langen, weiten Reisen begrüßen zu können.

„Nach dem, was ich Ihnen erzählt habe,“ schloß Barnes, „wollen Sie der Mann sein, dieses Wiedersehen zu verhindern?“

Die Frage war eine offene und die Antwort eine unzweideutige.

„Da sei Gott vor, wenn ich es vermeiden kann!“

„Sie können es vermeiden.“

„Wie?“

„Indem Sie Abbitte thun!“

Dies wurde mit derselben Unzweideutigkeit und mit mehr Nachdruck von dem Sekundanten beantwortet: „Verflucht, wenn ich das dulde. Ich werde es ihm nicht gestatten!“

Mr. Barnes wunderte sich, daß dieser Mensch jemals auf das Quarterdeck gelangt war, und noch mehr darüber, was jenen, der offenbar ein Gentleman war, veranlaßt haben konnte, gerade dieses Menschen Unterstützung in einer so zarten Angelegenheit nachzusehen.

Allein der andre unterbrach seinen Sekundanten mit

den an Barnes gerichteten Worten: „Sie haben meine Teilnahme für die junge Dame, die Sie uns geschildert haben, gewonnen, aber ihr Bruder ist Marine-Offizier wie ich. Sie könnten aus demselben Grunde von seinem Vorgesetzten verlangen, er solle sich nicht in ein Gefecht einlassen, und was glauben Sie wohl, daß sein Vorgesetzter antworten würde? Außerdem bin ich nicht der Herausforderer. Ich habe nicht den Wunsch, ihn zu töten, ich werde mich nur verteidigen.“

„Und wenn er auf meinen Freund knallt, soll mein Freund auch auf ihn knallen!“ fiel jetzt der Sekundant ein, der anfang erregt zu werden.

Barnes schenkte dieser Bemerkung keine Beachtung, sondern wartete, bis er in das Auge des Duellanten sehen konnte. Dann sagte er, seinen Blick voll auf ihn richtend: „Schön, und wenn er Sie tötet?“

„Dann werden die Aegyptier einen Engländer weniger zu bekämpfen haben.“

„Und wenn Sie ihn töten?“

„Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich nicht den Wunsch habe, ihn zu töten. Ich habe gar nichts dagegen, auf dem Quarterdeck an der Seite meiner Kameraden mein Leben aufs Spiel zu setzen und teuer zu verkaufen. In einer Privatangelegenheit dagegen meine Hände mit dem Blute eines andern zu besudeln, wünsche ich ganz und gar nicht, aber diesen fremden Burschen gegenüber muß ein Mann hier außen die Ehre des britischen Seemanns und jener Flagge dort verteidigen!“ Dabei zeigte er auf die schöne Flagge seines Vaterlandes, welche an der Gaffel des fernen Kanonenbootes wehte und die, wo sie sich auch in der Welt zeigt, Schutz für die angelsächsische Rasse bedeutet. „Würden Sie in meiner Lage Abbitte thun?“

„Gewiß, wenn ich im Unrecht wäre!“ sagte Barnes.

„Aber ich bin nicht im Unrecht, wenigstens nicht mehr als der andre. Diese ganze unselige Geschichte kommt von einem Bild im ‚Punch‘, welches bestimmt ist, die Menschen zum Lachen zu bringen, nicht dahin, sich die Hälse zu brechen.“

„O ja, politische Karikaturen bringen die eine Seite zum Lachen, und machen die andre wütend, wenn sie witzig sind.“

Wieviel Mordthaten mögen ‚Bunch‘ und ‚Buck‘ wohl schon auf dem Gewissen haben?“

Der junge Seeoffizier lachte jetzt bei der Erinnerung an das Bild. „Es war so furchtbar gelungen, sehen Sie. Der faule britische Löwe — ha ha ha! fraß die Früchte auf, die der französische Affe abschüttelte —“ und darauf beschrieb er den Holzschnitt seinem Gefährten, der in ein lautes Lachen ausbrach. „Es wird für den Löwen ein verfluchtes Maulvoll sein,“ rief er, „es soll mich nur wundern, wie uns Kerls das Gericht munden wird, die wir das Kauen für den Löwen besorgen müssen.“

Mr. Barnes warf wieder einen Blick nach der Straße von Bastia. Die Staubwolke war aus den Bergen hervorgekommen, und bewegte sich jetzt über die Ebene an der Gravona entlang. Sie war etwas größer und folglich näher. Aber die beiden französischen Offiziere waren nur noch etwa drei Minuten von dem Wirtshaus entfernt. Er suchte das Auge seines Gegenüber, und führte den letzten Schlag. „Also wegen einer politischen Angelegenheit — was für eine, ist ja jetzt gleichgültig — sind Sie in einen Streit geraten, der nicht persönlich war?“

„Nein, bis er mich einen Lügner nannte.“

„Wofür Sie ihn niederschlugen. Bis jetzt ist also der Vorteil in der Geschichte auf Ihrer Seite,“ meinte der Vermittler.

„Aber wenn man so beschimpft wird, muß man doch etwas thun. Das kann man doch nicht einstecken, — wenigstens ich nicht,“ entgegnete der Engländer.

„Ja,“ sagte Barnes diplomatisch, „mir wäre es auch nicht angenehm, wenn mich jemand Lügner schimpfte, er könnte die Wahrheit sagen, wissen Sie. Auch ich würde ihn niedergeschlagen haben, aber dann würde mir weiter nichts daran liegen, ihn zu töten.“

„Daran liegt mir auch nichts.“

„Weshalb wollen Sie also nicht um Entschuldigung bitten — wollen Sie?“

„S—a—a—a!“ entgegnete der junge Mann etwas widerstrebend.

„Dann thust du es gegen meinen Rat, und ich will verflucht sein, wenn ich so einem krähenden Parlez-vous eine Entschuldigung überbringe. Es würde mir nicht so viel daran liegen, wenn es nicht so ein verdammter Froschfresser wäre!“ Mit diesen Worten erhob sich der Sekundant, schlenderte nach der andern Seite der Veranda und sah nach dem Kanonenboot, indem er ein altes Matrosenliedchen leise vor sich hin pfiß.

Barnes' Augen folgten ihm mit Abscheu. Bei einer Bulldogge mußte er Hartnäckigkeit zu schätzen, aber er war zu sehr Weltbürger, um etwas andres als Verachtung für Bulldoggen-Unverstand und insuläre Vorurteile zu empfinden.

„Trotzdem werde ich eine Abbitte anbieten,“ sagte der englische Gentleman, nachdem seine Blicke der englischen Bulldogge mit einem schwachen Lächeln gefolgt waren, „aber eine, die in keiner Weise mich oder die Uniform, die ich trage, erniedrigen kann.“

„Das ist die Antwort eines braven Mannes!“ rief Barnes begeistert und ergriff seine Hand, „mehr verlange ich nicht von Ihnen.“

„Aber wenn er meine Erklärung nicht annimmt?“

„Er wird sie annehmen, ich verbürge mich dafür. Ich habe hier etwas“ (dabei dachte er Marinas Lorbeerblüten), „was ihn veranlassen wird, jede verständige Erklärung anzunehmen.“

„Ah, etwas von seiner Schwester,“ meinte der Engländer, „das freut mich. Ich wünsche nicht, ihn noch mehr zu verletzen, als ich es schon gethan habe, und ebensowenig, daß er mir etwas zu leide thut. Mein Freund ist nicht gerade der Mann, den ich gern zum Beistand in einer solchen Angelegenheit gewählt habe. Treu, wie Stahl, und tapfer, wie irgend einer, aber zu hitzköpfig,“ fügte er leise hinzu.

„Die Kampflust der Jugend,“ entgegnete Barnes in demselben Ton.

„Ja. Ich würde ihn nicht mitgebracht haben, allein kein anderer meiner Kameraden konnte Urlaub erhalten. Es würde mir leid sein, wenn er irgend etwas gesagt haben sollte, was Sie verletzt hat.“

„O, nicht im geringsten. Ich habe alles für das genommen, was es wert ist.“

Hier wurde Barnes durch den Gegenstand ihres Gespräches unterbrochen, der sich näherte.

„Du hast dich entschlossen, eine Entschuldigung anzubieten?“ fragte er seinen Kameraden.

„Ja. Ich werde einfach erklären, es thue mir leid, ihn niedergeschlagen zu haben.“

„Weiter nichts?“

„Nicht ein Wort!“

„Und wenn er damit nicht zufrieden ist?“

„Dann werde ich mein Leben und meine Ehre so gut verteidigen, als ich kann,“ lautete die Antwort.

„Diesen Auftrag werde ich mit dem größten Vergnügen ausführen,“ sagte der Sekundant.

„Weshalb?“ fragte Barnes.

Die Antwort kam rasch wie ein Schuß. „Weil ich weiß, daß unser Französchchen eine solche Erklärung niemals annehmen wird, der verdammte Kerl!“ Nach diesen Worten brachte der britische Bullenbeißer zwei altmodische Schiffs-pistolen, von der Art, wie sie die letzte Generation gebraucht hat, zum Vorschein und fing an sie zu untersuchen. Der Name ihres Verfertigers, Jarvis, und das Jahr der Anfertigung, 1854, waren darauf eingestempelt.

„Sie wollen doch diese Dinger nicht brauchen?“ fragte Mr. Barnes, die Waffen verächtlich anblickend, als er ihr Alter und ihren Verfertiger erkannt hatte.

„Weshalb nicht?“ meinte der Sekundant. „Es waren die einzigen, die wir bekommen konnten, ohne Veranlassung zu Fragen zu geben, und sie schießen ebenso tot, wie die feinsten Duellpistolen, die jemals gemacht worden sind.“

„Sind Sie ein guter Schütze?“ fragte Barnes den Duellant.

„Der schlechteste in der Welt!“ antwortete dieser.

„Dann sind Sie gerade der Mann, mit einer dieser Pistolen totbringend zu werden.“ Barnes nahm die Waffen auf und untersuchte sie. Es waren einfache Perkussionspistolen großen Kalibers, mit langen Läufen und Holz genug

am Schaft, um ein paar Spazierstöcke daraus machen zu können. Er legte sie wieder nieder, und dabei bemerkte er, daß auf einer derselben, anscheinend in einem müßigen Augenblick, ein Name, „Edwin Gerard Anstruther“, mit einem Messer eingekratzt war. Die andere hatte keinerlei Kennzeichen. Schon während des ganzen Verlaufs der Verhandlungen hatte er das Verlangen gehabt, ausfindig zu machen, wer der englische Offizier eigentlich sei, und deshalb bemerkte er diese Inschrift mit Interesse, da die beiden Herren bis dahin sorgfältig vermieden hatten, sich mit ihren Namen anzureden.

„Ich habe nicht den geringsten Zweifel,“ fuhr Barnes fort, „daß ein vorzüglicher Schütze, wenn er mit diesen Dingen richtig auf seinen Mann zielt, ihn fehlen würde, aber ein Pfuscher mit der Pistole würde gewiß nicht richtig zielen, und könnte sehr leicht seinem Gegner den Kopf zerschmettern, Sie tragen kein Verlangen, das zu thun, wie?“

„Nein,“ entgegnete der Engländer langsam.

„Dann werde ich Ihnen zeigen, wie Sie ihn fehlen können.“ Nach diesen Worten that er einige Probeschüsse gegen einen Felsblock und maß mit großer Sorgfalt die Entfernung des Punktes, wo die Kugel anschlug, von dem, worauf er gezielt hatte. „So, nun kann ich Ihnen genau sagen, wie ihre Wirkung auf zwölf Schritte sein wird, da sie beide ziemlich übereinstimmend schießen. Die Höhenrichtung ist ziemlich gut, wenn Sie aber zwei Fuß rechts von Ihrem Gegner halten, so wird die Kugel ihn durchbohren.“

„Und wenn man zwei Fuß links hält,“ fragte der Sekundant, „was dann?“

„Nun, wenn Sie an dem Platz stehen, wo Sie wahrscheinlich stehen werden, dann haben Sie die beste Aussicht, einen von ihren corsischen Ruderern zu erlegen.“

„Was soll ich also thun, um ihn zu fehlen?“ fragte der Lieutenant.

„Zielen Sie ihm mitten auf die Brust, dann ist er so sicher, als ob gar nicht auf ihn geschossen würde,“ entgegnete Barnes triumphierend.

Während dieser Abhandlung über Feuerwaffen hatte der

Engländer nach der See geblickt. Dabei hatte sein erfahrener Auge ein Zeichen entdeckt, daß die Abfahrt seines Schiffes sehr nahe bevorstand, denn plötzlich sagte er: „Wenn mein Gegner nicht bald kommt, wird er mich nicht mehr hier finden. Ich kann nur noch ganz kurze Zeit warten, der ‚Bulture‘ fängt an das Rabel einzunehmen.“

Der Sekundant, welcher inzwischen die von Ajaccio kommende Straße erwartungsvoll beobachtet und die beiden französischen Offiziere erblickt hatte, rief in diesem Augenblick rasch: „Das ist dein Mann, nicht wahr?“

„Ja,“ antwortete der andre und fügte dann eilig nach einer höflichen Verbeugung hinzu: „Ich bin Ihnen sehr verbunden, Mr. Barnes von New York, allein Sie müssen entschuldigen, wenn wir unsre Namen nicht nennen und Sie bitten, unsre Gesichter zu vergessen, denn wenn diese Geschichte — sie mag enden wie sie will — bekannt würde, so hätte das für uns beide ein Kriegsgericht zu bedeuten.“

„Sie können versichert sein, ich werde morgen vergessen haben, daß ich Sie jemals sah. Nicht sehr schmeichelhaft, aber zufriedenstellend, wie?“ sagte lachend der Amerikaner.

„Ich werde mein Versprechen nicht vergessen, Sie haben mein Wort,“ fügte der Lieutenant noch rasch hinzu. Dann stiegen die beiden Briten die Stufen hinab, wobei der Midshipman seinem Begleiter sotto voce zuflüsterte: „Dieser Amerikaner, Barnes von New York, ist ein verflucht wunderlicher Heiliger!“

Als die beiden verschwanden, traten die französischen Offiziere gerade in das Wirtshaus, aber die Staubwolke auf der Straße von Bastia war jetzt kaum noch zwei Meilen entfernt. Wie der Strahl eines artesischen Brunnens wirbelte sie in die Luft und näherte sich so rasch, als ermüdete Pferde sie bringen konnten. Mit Hilfe eines Fernglases entdeckte Barnes in dieser Wolke sich bewegende Gestalten, eine Dame, ungestüm und ungeduldig, war den andern weit voraus. Etwas in der Anmut ihrer Haltung sagte ihm, daß es Marina sei. Wenn es ihm gelingt, den Zweikampf ihres Bruders zu verhindern, bis sie kommt, so hat er gewonnen Spiel. Kein Mann, in dessen Adern lebendiges Blut rollt,

kann einen Zweikampf ausfechten, wenn solch eine Schwester ihn bittet, davon abzustehen. Rasch wandte sich Barnes dem Manne zu, dessen Gesicht ihm sagte, daß er es sei, mit dem er sprechen müsse, aber während er auf ihn zutrat, hörte er, wie dieser der strammen soldatischen Erscheinung, die an seiner Seite einerschritt, zuflüsterte: „Vergiß nicht, André, es geht à la mort!“

Drittes Kapitel.

A la mort!

Der Mann, an den diese verhängnisvollen Worte gerichtet waren, gehörte der Besatzung von Ajaccio an. Er lächelte düster und sagte einfach: „Ich würde nicht mit dir gegangen sein, wenn ich angenommen hätte, daß du etwas andres beabsichtigt, Paoli, es gibt nur ein Mittel, die Schande dieses häßlichen Fleckens abzuwaschen,“ wobei er bedeutungsvoll auf eine mißfarbige Stelle im Gesicht des jungen Corsen blickte. „Glaube mir, ich bin bei zu vielen Händeln dieser Art beteiligt gewesen, um nicht den, der sich mir anvertraut, mit allen Ehren hindurchzuführen.“

Und er sagte die Wahrheit. André de Belloc war erst vor kurzem aus Algier zurückgekommen, wo man in Bezug auf Duelle eine größere Nachsicht walten läßt, als bei dem in Frankreich selbst stehenden Teil der Armee. Er trug auf seiner Brust verschiedene Ehrenzeichen, welche er sich durch seine Tapferkeit im deutsch-französischen Kriege und den blutigen Straßenkämpfen gegen die Kommune in Paris erworben hatte. Am meisten bekannt war er aber durch seine Schneidigkeit, welche er bei verschiedenen Zweikämpfen bewiesen hatte, die ihm durch Kameraden in jenem Teil von Afrika aufgenötigt worden waren, wohin Frankreich seine besten Truppen sendet, damit sie eine praktische Schule des Krieges durchmachen. Wie die meisten gefährlichen Männer besaß Kapitän de Belloc eine große Gutmütigkeit und Friedfertigkeit,

bis der Kampf ihm unabweisbar aufgezwungen wurde. Dann kannte er aber keine Schonung mehr.

„Verstehe mich wohl,“ fuhr er fort, „du legst diese Sache ganz und vollständig in meine Hände. Ich bin in dieser Angelegenheit dein Vorgesetzter.“

„Ganz und gar! Alles, was ich verlange, ist dem Manne, der mir dies angethan, Aug' in Auge gegenüberzustehen, — und dann —!“

Der junge Corse machte eine bezeichnende Bewegung, und sein Angesicht wurde trotz der seemannischen Bräunung, mit welcher Wind und Wetter es gefärbt hatten, totenbleich und brachte so den Flecken auf seiner Stirne, den er leicht mit der Hand gestreift hatte, in lebhaftem Gegensatz mit seiner Gesichtsfarbe. Diese war, wie die seiner Schwester, von jenem, den Blondem der italienischen Rasse eignen und nur bei Castilianern und Italienern reinsten Blutes zu findenden hellen Ton, der einen so eigenartig anziehenden Gegensatz zu ihren dunkeln, feurigen Augen bildet. Frauen verleiht er große Schönheit, Männern einen hochedlen Ausdruck. Die Stimme des jungen Mannes wäre beinahe die Marinas gewesen, hätte ihr nicht die unterdrückte, tiefe Erbitterung den Wohlklang teilweise geraubt. Er trug die französische Marineuniform seines Ranges, und erschien Barnes größer und würdevoller, als sein Bild vom vorhergehenden Abend her in seinem Gedächtnis lebte, indessen kein Mensch macht einen erhebenden Eindruck, wenn er sich nach einem Schlag, der ihn eben zu Boden geworfen hat, aufrafft. Während er den Inhalt ihres Gespräches halb hörte, halb erriet, wurde es dem Amerikaner klar, daß der Corse ihm die vor ihm liegende Aufgabe doch schwerer machen werde, als er erwartet hatte, und daß die Aussicht, seine menschenfreundliche Absicht zu erreichen, gering, wenn nicht verzweifelt sei. Indessen schritt er den beiden Männern entgegen, und bat um die Ehre, mit Monsieur Paoli sprechen zu dürfen.

Bei seinen Worten zögerte der junge Mann einen Augenblick. „Sie müssen mich kurze Zeit entschuldigen, mein Herr,“ sagte er dann höflich. „Wenn ich mit den Herren da unten fertig bin, stehe ich zu Diensten. Für jetzt nehmen

sie meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.“ Dabei zeigte er auf die beiden Engländer, denn er und de Belloc hatten inzwischen die Veranda erreicht, und blickten auf ihre Gegner hinab, die erregt auf dem Strande auf und ab gingen und mit Besorgnis ihr Kriegsschiff beobachteten, dessen Schlot jetzt eine dichte Masse tiefschwarzen Rauchs entquoll.

„Wenn Sie meinen Auftrag kennten, würden Sie mir, denke ich, eine Minute schenken, ehe Sie sich der andern Angelegenheit zuwenden.“

André de Belloc hatte sich beim ersten Wort des Amerikaners nach diesem umgedreht und, während er sprach, dessen Gesichtszüge aufmerksam betrachtet. Jetzt fiel er mit soldatischer Ungezwungenheit ein: „Ich muß Sie schon früher einmal gesehen haben, mein Herr. Waren Sie 'mal in Algier?“

„Einmal! Um Löwen zu jagen!“ erwiderte Barnes. „Und jetzt entsinne ich mich auch Ihrer — Kapitän de Belloc!“

„Ganz recht! Sind Sie nicht Monsieur Barnes von New York? Einen Augenblick hatte ich Ihr Gesicht vergessen, aber ich denke noch immer an den Schuß auf den schwarzen Löwen! Es ist ein Glück, Antonio, daß du heute morgen nicht Mr. Barnes' Pistole gegenüber stehst, aber Verzeihung! — Mr. Antonio Paoli, Mr. Barnes von New York!“

Es ist sonderbar, wie eine Bezeichnung manchmal an den Menschen hängen bleibt. Dies „von New York“ zum erstenmal zufällig angewandt, war Barnes durch ganz Europa gefolgt und es gab unter den Raiveren seiner Bekannten viele, welche es für eine Art von Adelstitel hielten, und denen eine unbestimmte Vorstellung von einem unermesslichen Familienbesitz vorschwebte. Einige Damen in Monte Carlo und ähnlichen Orten hatten dieses großartigen Erbes wegen die verzweifeltsten Anstrengungen gemacht, ihn zu erobern, denn daß New York eine große und reiche Stadt sei, hatten sie wohl gehört.

Die beiden jungen Männer verbeugten sich. „Können Sie mir nicht eine Minute schenken?“ flüsterte Barnes dabei.

De Belloc hörte diese Worte. „Ja, eine Minute,“ sagte er hastig. „Ich brauche dich nicht, Antonio, bis ich einige Worte mit den Herren da unten gesprochen habe.“

„Besten Dank,“ entgegnete Barnes, während de Belloc die Stufen hinabschritt, ein Paar Kavalleriefäbel und ein Paar französische Degen in der Hand.

„Sie haben einen Auftrag für mich? Von — von — wem?“ fragte der Jüngling, denn bei seinen dreiundzwanzig Jahren konnte man ihn kaum einen Mann nennen, aber während er die Frage stellte, zeigte sein Ausdruck, daß er schon ahnte, von wem die Botschaft kam, denn das Feuer der Kampflust war in seinen Augen erloschen, und hatte einem milden Licht Platz gemacht, welches ihm große Schönheit verlieh.

„Von einer, die Sie als Kind zurückgelassen haben, die aber jetzt zum Weibe gereift ist, und welche ich gestern abend in dem alten Hause Ihrer Familie auf Sie warten sah, während rings umher auf den Höhen die Begrüßungsfeuer für Sie flammten. Wenn der Engländer seine Hand zur Beilegung des Streites bietet, dann denken Sie an sie, und um ihretwillen ergreifen Sie die Hand, denn dies ist von — Ihrer Schwester!“ sagte Barnes und dabei drückte er Antonio Marina's Lorbeerblüten in die Hand, jetzt verwelkt und erstorben, aber im Tode noch süßer duftend, als im Leben. Dann richtete er die Botschaft, die sie ihm aufgetragen hatte, beinahe mit ihren Worten und mit einer Wärme der Empfindung aus, die ihn beredt machte, denn der Gedanke an das schöne Mädchen und seine Liebe zu ihrem Bruder erhoben ihn über sein gewöhnliches alltägliches Selbst.

„Von meiner Schwester! Von Marina!“ flüsterte der Jüngling tief bewegt und küßte die Blumen, während Thränen der Liebe und Sehnsucht in seinen Augen emporstiegen. „Um ihretwillen — ja!“ Aber als er sich bei diesen Worten mit der Hand über das Gesicht strich und die Stelle berührte, wo der Schlag ihn getroffen, verzehrte das Feuer seiner Augen die Thränen und sein Blick wurde beinahe wild.

„Denken Sie an Ihre Schwester!“ bat Barnes.

„Ich denke an meine Schwester, aber sie würde mich nicht wiedersehen wollen, wenn ich, beschimpft von der Hand jenes Elenden, zurückkehrte.“

Barnes war im Begriff weiter zu sprechen, wurde aber von André de Belloc's Stimme unterbrochen. „Rasch, Antonio,“ rief er von unten herauf, „deines Gegners Schiff ist im Begriff zu segeln, und die Zeit drängt.“

Der junge Mann fuhr zusammen. „Wie konnte ich zögern, wenn jener Mensch mir so nahe ist!“ murmelte er und fügte hastig hinzu: „Wenn diese Sache vorüber ist, will ich Ihnen dafür danken, daß Sie meiner Schwester Bote waren. Fürchten Sie nichts für mich! Marinas Blumen werden mein Talisman sein.“ Dabei befestigte er sie sehr vorsichtig an seiner Brust, aber als er nun nach dem Strand hinunterschritt, zeigte sein Gesicht den Ausdruck eines Mannes, der eine Beschimpfung zu rächen hat, und zur Rache entschlossen ist.

Wieder wandte Barnes seine Blicke der Straße nach Bastia zu. Die Staubwolke war noch eine Meile entfernt — zehn Minuten mußten noch vergehen, ehe die Schwester eintreffen konnte, eine kurze Zeit, aber in ihr entschied sich das Schicksal des Bruders.

Langsam folgte Barnes dem jungen Manne die Treppe halb hinab und beobachtete von einer kleinen Plattform den Vorgang auf dem Strand, der sich jetzt der Entscheidung näherte. Im Gegensatz zu der Handlung, die sich da unten abspielte, war die Umgebung ruhig und still, beleuchtet von der Morgensonne, die nun hoch genug stand, um alles in die weichen Farben zu tauchen, die so viel dazu thun, eine südliche Landschaft so schön zu machen. Zu seiner Linken lag die kleine Stadt — erst halb dem trägen tropischen Tag entgegenwachend — weiß und friedlich zwischen ihren Oliven- und Drangenhainen und den kleinen Weingärten am Bergabhäng. Gerade vor ihm schaukelten sich einige leicht getafelte Fahrzeuge des Mittelländischen Meeres schläfrig im Hafen, etwas weiter von der Küste entfernt lag das englische Kanonenboot auf dem Wasser, dessen Rumpf von einer Rauchwolke halb verhüllt war. Gerade gegenüber stiegen die roten Granitfelsen der Isles Encarnades senkrecht aus dem Meere empor. Glatt wie ein Spiegel erstreckte es sich von ihrem Fuße an in tiefem Blau, das von keinem weißen,

schaumgekrönten Wellenkamm unterbrochen, keinem Mövenflügel gekräuselt wurde, bis zu dem Strand, der, rechts und links von Felsenvorsprüngen begrenzt, sich vor ihm ausbreitete, und den Schauplatz bildete, auf welchem die vier Männer im Begriffe waren, einen Streit des gegenwärtigen Geschlechts nach den Gesetzen eines finsternen und grausamen Zeitalters zum Austrag zu bringen. Die beiden Sekundanten standen in ernster Verhandlung in der Mitte, ihre Auftraggeber einige Schritte hinter ihnen.

Der alte Matteo, welcher während der letzten Vorgänge sich damit beschäftigt hatte, an den Kakteen und Orangebäumen seines Gartens Wäsche zum Trocknen aufzuhängen, stieg jetzt ebenfalls die Treppe hinab, und aufmerksam über Barnes' Schulter schauend, flüsterte er diesem ins Ohr: „Diese Engländer sind sonderbare Leute, der dort scheint keinen besondern Haß zu haben, aber der Corse! — Diavolo! Wenn der andere hundert Leben hätte, sie würden nicht genügen, ihn zufrieden zu stellen!“

Auch Barnes fiel diese Verschiedenheit im Ausdruck der Männer auf und sie machte ihn nachdenklich. Er begann zu fürchten, daß sein Vermittlungsversuch ein Mißgriff, im nächsten Augenblick zeigte ihm die Entwicklung der Ereignisse, wie verhängnisvoll sein Fehler gewesen.

Die ersten Worte, welche er hörte, kamen von Antonios Sekundanten.

„Ich habe bis jetzt noch nicht die Ehre gehabt, Ihren Namen zu hören, Monsieur. Gestatten Sie mir, daß ich mich nochmals vorstelle: André de Belloc, Kapitän der Chasseurs d'Afrique.“

„Ich lehne es ab, meinen und meines Auftraggebers Namen zu nennen,“ entgegnete der englische Midshipman, „und zwar aus folgendem Grunde: Die Gewohnheit in Ihrer Armee billigt den Zweikampf, die britische Admiralität verbietet ihn. Wenn diese Geschichte bekannt wird, droht uns ein Kriegsgericht, Ihnen nicht.“

Der Franzose fuhr bei dieser unzweideutigen Erklärung zornig auf, aber sich beherrschend, entgegnete er: „Auch gut! Sie hätten mir Ihre Namen ruhig anvertrauen können, Ihre

Uniform bürgt mir dafür, daß Sie ein Gentleman sind“ (in diesen Worten lag ein leiser Spott), „ich werde demnach nicht auf strenger Beobachtung der Formen bestehen.“

Sein Gesicht trug einen finsternerer Ausdruck, als es vor den unglücklichen Worten des Engländers gezeigt hatte. Hätten diese nicht eine Andeutung enthalten, daß im Falle einer Untersuchung er ihre Namen durch de Bellocs Ehrenhaftigkeit nicht für genügend geschützt halte, so wäre dieser vielleicht in einer zugänglicheren Stimmung gewesen, und die Sache hätte ein andres Ende nehmen können.

„Und nun zur Sache,“ fuhr de Belloc fort. „Mein Freund, welcher mich mit der Wiederherstellung seiner Ehre betraut hat, ist bereit, sich Ihnen mit Degen oder Kavalleriesäbeln entgegen zu stellen. Von beiden Waffen habe ich je ein Paar von gleicher Länge, gleichem Gewicht und gleicher Form mitgebracht. Der Degen ist die Waffe des Civilisten, der Säbel“ — de Belloc nahm einen in die Hand und warf einen liebevollen Blick darauf — „die des Soldaten. Was wählen Sie?“

„Keins von beiden, bitte, dazu bin ich zu erfahren. Auf diese Weise werden Sie mir keinen Vorteil abgewinnen. Ich bin nicht so einfältig, meinen Mann, der nicht fechten kann, von dem Ihrigen, der es kann, in Stücke hauen zu lassen. Deshalb habe ich diese beiden guten britischen Brummer mitgebracht, die das Geschäft ebenso gut besorgen werden, als Ihre feinen Waffen!“ und dabei brachte der englische Midby mit einem befriedigten Lächeln über seine Umsicht die beiden Schiffspistolen zum Vorschein.

Bei diesen unseligen Worten zerriß die Cigarette, die Barnes mit großer Sorgfalt drehte, in seinen Fingern. Er hätte den Mann, der sie gesprochen, prügeln mögen, denn wenn er damit, daß er die Rechte und Sicherheit seines Freundes, — wenn man bei einer solchen Angelegenheit überhaupt von Sicherheit sprechen kann — wahrte, auch nur seine Pflicht that, so that er diese Pflicht doch mit wenig Takt und Feinheit. Jedes Wort, welches er sagte, enthielt eine Andeutung, daß er von seiten de Bellocs

kein ehrlich Spiel erwarte, und das mußte den empfindlichen Franzosen natürlich aufs tiefste verletzen.

„Wenn der Lump in dieser Weise fortfährt,“ sagte Barnes zu Matteo, „so werden sich die beiden Sekundanten gleich selbst am Kragen haben. Bei diesen Worten zog er seinen Tabaksbeutel hervor, und begann sich kunstgerecht eine neue Cigarette zu fertigen. In dieser Hingabe an die Gewohnheit des Rauchens lag keineswegs ein Mangel an Interesse für die Angelegenheit, deren Entwicklung er verfolgte. Hätte er selbst der Pistole des Engländers gegenüber gestanden, er würde sich ebenfalls Cigaretten gedreht und sie geraucht haben.

Die Bemerkung des Amerikaners wäre in der That beinahe zur Wahrheit geworden, denn während der Rede des Sekundanten war de Belloc einmal im Begriff gewesen, eine zornige Antwort zu geben, allein er hatte sich beherrscht, sich auf die Lippen gebissen und grimmig geflüstert: „Après!“ Aber die Anspielungen erbitterten ihn, und führten wahrscheinlich den ungeheuerlichen Ausgleichsvorschlag herbei, den er später machte.

Für jetzt beschränkte er sich auf die Bemerkung, daß Säbel in Europa als die passenden Waffen angesehen würden, um Streitigkeiten zwischen Gentlemen auszufechten, und daß er vorausgesetzt habe, ein englischer Offizier werde die Waffe, die er im Dienst an der Seite trägt, auch zu führen verstehen.

„Mein Freund ist der Beforderte,“ antwortete der Engländer, „und wenn ich auch von derartigen Angelegenheiten nicht viel weiß, so weiß ich doch, daß wir das Recht haben, die Waffen zu wählen, und ich verlange Pistolen. Wir können außerdem nicht mehr länger als fünf Minuten hier bleiben, und die einzige Waffe, mit der wir unsre Sache in dieser Zeit zum Austrag bringen können ist die, auf deren Gebrauch ich bestehe.“

„Gut, mein Herr, ich ziehe meinen Vorschlag zurück, wir wollen Ihre Pistolen nehmen,“ entgegnete Kapitän de Belloc, die Waffen prüfend, welche der Engländer ihm gereicht hatte.

„Es scheinen keine Präzisionswaffen zu sein,“ sagte er dabei, „und der Schuß weicht vielleicht ab. Hat Ihr Freund“ — er wies dabei durch eine Bewegung des Kopfes nach dem Lieutenant hin — „sie schon gebraucht?“

„Soviel ich weiß nicht,“ entgegnete der Sekundant, und sich dann seinem Landsmann zuwendend, fragte er: „Hast du jemals mit diesen Brummern geschossen?“

„Nie im Leben!“ lautete die ohne Zögern gegebene Antwort.

„Das genügt — wir werden Ihre Waffen benutzen, Monsieur!“

Darauf begannen die Sekundanten die Pistolen mit großer Sorgfalt zu laden, wobei der junge Engländer sorglos zusah, ebenso wie der junge Corse, der indes mehr Interesse an den Tag legte. Als de Belloc die Säbel aufnahm, hatte Antonio die Uniform ausgezogen und seit der Zeit in Hemdärmeln und Beinkleidern dagestanden. Als er gewahrte, daß die Pistolen geladen wurden, zog er seinen Waffenrock sofort wieder an, knöpfte ihn bis zum Halse zu und ließ keinen weißen Fleck mehr sichtbar, der seinem Gegner als Zielpunkt dienen konnte, mit Ausnahme von Marinas Blumen an seiner Brust.

Der alte Matteo, der trotz aller durch den Gedanken an Blutvergießen hervorgerufenen Aufregung doch sein Geschäft nicht vergaß, flüsterte jetzt plötzlich Barnes zu: „Wenn einer dieser Herren verwundet wird, so habe ich ein hübsches Bett in meinem Haus, frei von Ungeziefer und sauber. Könnten Sie ihn nicht hierher bringen lassen? Ich würde dem Engländer wenig, dem Corse gar nichts berechnen. Ich habe gehört, wie Sie ihn Paoli nannten, und für diesen Namen thut man schon ein übriges. Bitte, thun Sie, was Sie können, um einem alten Wirt ein wenig zu helfen. Es würde doch besser sein, als einen blutenden Mann nach der Stadt zum Arzt zu schaffen.“

Bei diesen letzten Worten fuhr Barnes plötzlich auf und ein leises, nachdenkliches Pfeifen kam zwischen seinen Lippen hervor. Er ließ seine Cigarette fallen, denn er sah einen neuen Weg zum Aufschub, und ein solcher konnte unter

den obwaltenden Umständen der ganzen Sache ein Ende machen.

„Danke, Matteo,“ rief er, „Sie haben einen schlauen Kopf auf Ihren alten Schultern!“ und damit schritt er eilig nach dem Strand hinab.

Die Pistolen waren inzwischen geladen und de Belloc hatte seine Waffe gewählt, als Barnes sich näherte.

„Sie müssen entschuldigen, wenn ein Unbeteiligter in einem solchen Augenblick spricht, aber gerade ein Unbeteiligter sieht in der Regel mehr, und ich spreche im Namen der Menschlichkeit. Sie haben etwas vergessen — es ist kein Arzt zur Stelle.“

Der Franzose blickte sich um. „Sie haben recht, Mr. Barnes,“ sagte er, „ich hatte bis dahin angenommen, daß diese Herren ihren Schiffsarzt mitgebracht hätten.“

„Wie! Wir hatten auf Ihren Regimentsknochensäger gerechnet,“ erwiderte der englische Midshipman.

„Der würde auch hier sein, allein er ist erst vor kurzem zu uns verlegt worden und hat, da er noch nicht an das Klima gewöhnt ist, diesen Morgen einen Anfall von Malaria bekommen, die auf dieser Insel so häufig ist.“

„Unser Arzt konnte das Schiff so kurz vor der Abfahrt nicht mehr verlassen, und wenn wir hätten in ihn dringen wollen, so hätte unser Kapitän leicht Wind von der Sache bekommen können, und dann konnten Sie nach uns pfeifen.“

Nach diesen Worten traten beide Sekundanten zu ihren Freunden, und nach kurzer Besprechung mit Antonio wandte sich der Kapitän um und sagte: „Der Herr, den ich verrete, verlangt, daß die Sache ihren Gang geht.“

„Was liegt an einem Arzt, wenn es auf Tod und Leben geht,“ rief der junge Corse mit einem Lachen dazwischen, welches einen grausamen Klang hatte.

Sein englischer Gegner war im Begriff, zu sprechen, aber bei diesen Worten hielt er inne, sein Sekundant antwortete für ihn: „Gut, das ist für den einen ebenso schlimm, wie für den andern, für den Franzosen, wie für den Engländer. Doktor oder kein Doktor, die Sache wird ausgefochten. Wir wollen jetzt so rasch als möglich die Plätze auslösen,

denn das Schiff zieht die Fallreepstreppe ein, und wenn es segelt, müssen wir an Bord sein. Gib mir deinen Glückspfennig," fuhr er zu dem Lieutenant gewandt fort, „ich will die schattigste Seite für dich gewinnen."

Schweigend nahm dieser eine englische Silberkrone aus der Westentasche und reichte die Münze seinem Sekundanten. „Kopf oder Wappen?" Im nächsten Augenblick hatte der Wurf zu gunsten des Engländers entschieden. Die Entfernung wurde auf zwölf Schritte abgemessen, und die Standorte auf dem Strande durch einige weiße Steine bezeichnet.

Nun wandten sich die beiden Sekundanten zu ihren Freunden, führten sie auf ihre Plätze und reichten ihnen die Waffen. Dabei gab der englische Midshipman auch die Münze zurück. „Hier ist dein Glückspfennig," sagte er, „er hat dir den Platz gewonnen, wo du am wenigsten Sonne in den Augen hast, das ist immerhin etwas." Der englische Offizier steckte die Münze wieder in die Tasche und flüsterte seinem Sekundanten etwas zu, und dieser schritt nach einigen anscheinend mißbilligenden Worten der Mitte zu und rief de Belloc zu sich.

„Nebenbei bemerkt," sagte er in verlezend nachlässigem Ton, „ich habe vergessen zu sagen, daß mein Freund, ehe die Sache weiter geht, um Entschuldigung zu bitten wünscht."

„Um Entschuldigung?" rief de Belloc überrascht.

„Ja, mein Herr Franzose, er beauftragt mich in seinem Namen auszusprechen, daß es ihm leid thut, jenen jungen Herrn niedergeschlagen, ihm einen blauen Fleck gemacht und sein hübsches Gesicht entstellt zu haben." Schon die nachlässige Sprechweise des Engländers war eine Beleidigung, und Barnes fühlte, daß es eine solche sein sollte, weil er von seinem Auftraggeber gegen seinen Willen genötigt war, die Worte zu sprechen.

„Schön!" sagte de Belloc nach einer Pause finstern Schweigens, während welcher der Ausdruck seiner Züge vom grimmigsten Zorn zum bittersten Hohn überging. „Sie haben Ihren Auftrag ausgeführt, nun hören Sie meinen Vorschlag!" Die Worte kamen langsam, aber klar und deutlich, wie die Töne einer Trompete. „Der Herr, den Sie vertreten, wünscht

um Entschuldigung zu bitten. Dann lassen Sie ihn hierher treten an meine Seite, und ohne sich zu wehren, von meinem Freunde denselben brutalen Schlag ins Gesicht hinnehmen, den er ihm gegeben hat. Erst nachdem er ihn geschlagen hat, wird der Mann, in dessen Namen ich spreche, seine Entschuldigungen annehmen, nicht eher!"

Todeszweigen senkt sich auf die Gruppe, als sie diese unerhört schimpfliche Forderung vernimmt — es dauerte nur einen Augenblick —, dann ballt der englische Bullenbeißer seine Fäuste, als ob er de Belloc niederschlagen wolle. Allein er wird zur Seite geschoben, und der englische Gentleman, sein Auftraggeber, tritt an seiner Stelle dem Franzosen gegenüber. Als er die ungeheuerliche Schmach vernahm, die ihm angedroht wurde, hatte sich ein dunkles Rot der Wut und Scham über sein Gesicht verbreitet, jetzt aber war jeder Blutstropfen daraus gewichen. Bleich, wie ein Mensch, der am Biß der Cobra stirbt, der das Blut in Wasser verwandelt, steht er da und sieht so todbringend aus, wie diese fürchtbare Schlange.

"Es mag eine Gewohnheit der Franzosen sein," sagt er mit eisiger Ruhe, "sich wie Hunde prügeln zu lassen, wir Engländer sind noch nicht so weit gekommen. Sie, mein Herr (sich zu dem Corsen wendend), verlangen mein Leben, ich gebe es Ihnen preis, aber ich werde ebenfalls mit der Absicht schießen, zu töten!"

Paoli gab keine unmittelbare Antwort. Er sagte nur mit heiserer Stimme zu de Belloc: „Gib mir die Pistole!“ und sein Auge antwortete dem Engländer: „à la mort!“

Hätte Barnes diesen nicht überredet, eine Entschuldigung anzubieten, so hätte de Belloc keine Gelegenheit gehabt, eine so schimpfliche Zumutung zu stellen, welche einen Mann, der nur darauf bedacht war, sein eignes Leben zu verteidigen, zu einem solchen machte, der nach dem seines Gegners dürstete. Barnes' Einmischung hatte der Sache eine für Marinas Bruder noch gefährlichere Wendung gegeben, denn nun trat der junge Engländer zu ihm und sagte mit gedämpfter Stimme: „Ich habe mein Versprechen erfüllt, mit welchem Erfolg, sehen Sie. Ein Augenblick der Ueber-

legung muß Ihnen sagen, daß ich mein andres Versprechen nun nicht mehr halten kann — jener Herr, der mir gegenüber steht, sagte, es gehe ‚à la mort‘ —, ich werde mein möglichstes thun, das wahr zu machen. Als Sie mir zeigten, wie ich meinen Mann fehlen könne, haben Sie mich auch gelehrt, ihn zu treffen. Zielen Sie zwei Fuß zur Rechten und die Kugel wird ihn auf zwölf Schritte gerade durchbohren,‘ sagten Sie, glaube ich. Besten Dank, Mr. Barnes!“ Und damit kehrte er auf seinen Standort zurück.

Ohne die durch Barnes' Probeschüsse gewonnene Kenntniß würde Marinas Bruder verhältnismäßig sicher gewesen sein.

Eine halbe Sekunde später sprach der junge Engländer wieder, der selbst in diesem verzweifelten Augenblick den britischen Sinn für ehrliches Spiel nicht verleugnete, diesmal zu Monsieur de Belloc und laut: „Ich will mir keinen ungerechten Vorteil in dieser Sache zu nuße machen. Sagen Sie Ihrem Freund, daß Mr. Barnes vor einigen Minuten diese Pistolen versucht hat. Sie schießen beide auf diese Entfernung etwa zwei Fuß links von dem Punkt, auf den gezielt wird,“ und dann flüsterte er vor sich hin: „O, meine Mutter!“ Denn er wußte, daß diese Worte die Gefahr, die ihm bevorstand, erheblich vergrößerten, und er hatte noch eine Mutter in England und dachte, daß sie ihn vielleicht in diesem Leben nicht wiedersehen würde. Und doch war er, mit ihrem Namen auf den Lippen, bereit zu töten!

Bei den ehrenhaften Worten des Engländers murmelte sein Sekundant für sich: „Der ritterliche Thor! — Er gibt die Kenntniß der Waffen preis!“

Der französische Kapitän blickte Barnes an, als ob er bei dieser Bestätigung des Gehörten suche, denn es wurde ihm schwer, zu glauben, daß ein Mensch um einer Idee willen seine Gefahr so sehr steigern könne.

„Es ist so wahr, wie das Evangelium,“ sagte der Amerikaner einfach. „Ich habe diese beiden Pistolen versucht, diejenige, auf deren Schaft der Name steht, schießt beinahe zwei Fuß links, die andre etwas weniger — etwa einen Fuß, neun Zoll. Sie kennen meine Sicherheit im

Schießen. Ich verpfände meine Ehre, daß die Sache sich so verhält. Und nun, wo ich alles für den einen so ehrlich und gefährlich wie für den andern gemacht habe, hoffe ich, Sie werden mich für meine Einmischung ohrfeigen!" Als er gesprochen, meinte Barnes Hufschlag zu hören, und an Marina denkend, eilte er die Treppe hinan, und verfluchte sich selbst wegen der Gefahr, welche seine unseligen Probeschüsse über das Leben dieser Männer heraufbeschworen hatten.

Gleich darauf trat der französische Offizier dem englischen einen Schritt näher. „Hätte ich Sie vorher gekannt," sagte er mit einer Verbeugung, „so würde ich vorhin den Vorschlag, der Sie verletzt hat, nicht gemacht haben. Er ist mir jetzt außerordentlich leid, denn Sie sind nicht nur ein tapferer, sondern auch ein braver Mann. Ich grüße Sie, mein Herr." Und das that er in der einfachen Weise des Soldaten, der einen Kameraden ehren will. Dann wandte er sich zu dem jungen Corsen. „Ich rate dir, Antonio, an Mr. Barnes' Rat zu denken, er versteht mehr vom Pistolenschießen, als irgend ein Mann, den ich je gesehen habe," und damit begab er sich auf seinen Platz, um das Zeichen zum Feuern zu geben.

Barnes konnte durch sein Fernglas von der Terrasse des Wirtshauses Marina herankommen sehen, aber ihr Pferd war ermüdet und lahm. Zwei Männer folgten ihr durch den Staub, der eine war ihr Pflegevater, der alte Tomasso, der andre Graf Musso Danella. Sie ritt, als ob sie wüßte, daß es sich um ihres Bruders Leben handle, was indessen bestenfalls nur eine Ahnung sein konnte, denn Barnes hatte in seinem eiligen Briefchen an Danella weiter nichts gesagt, als daß ihre Anwesenheit Antonio vielleicht davor bewahren könne, eine Thorheit zu begehen.

Sie ist noch eine halbe Meile entfernt, und wird — nein, ist zu spät gekommen, denn in diesem Augenblick sagt ihm ein scharfer Doppelknall, daß beide Gegner geschossen haben.

Die beiden Pistolen haben ihre Stimmen fast gleichzeitig erhoben, die des Corsen eine Kleinigkeit früher. Als der Rauch sich verzogen hatte, stand Antonio aufrecht, schien

aber das ganze Gewicht seines Körpers auf das linke Bein zu stützen. Der Engländer schwankte und würde gefallen sein, wäre sein Sekundant nicht zugesprungen, um ihn zu halten. „Wo ist es, alter Kerl?“ fragte er dabei. „Bist du schwer verletzt?“ „Hier — in meiner Seite,“ stöhnte der andre. Dabei preßte er ächzend die Hand auf die Stelle. Gleich darauf malte sich erst Ueberraschung, dann Beruhigung in seinen Zügen. Er zog seine glückliche Silberkrone aus der Westentasche, und es zeigte sich, daß sich Antonios Kugel in dieser eingegraben und platt gedrückt hatte.

„Wie fühlen Sie sich jetzt?“ fragte Barnes, der zu ihm geeilt war, um, soweit es ohne Instrumente möglich war, ihm Hilfe zu teil werden zu lassen, denn obgleich kein praktischer Arzt und nicht durch ein Diplom ausgezeichnet, hatte der Amerikaner doch alles, was er gethan hatte, gründlich gethan, und war ein besserer Arzt, als viele, welche das Recht haben, Doktor vor ihren Namen zu schreiben.

„Biel besser jetzt, dank meinem Glückspennig!“ erwiderte der Engländer, während er das Geldstück betrachtete und mit dankbarem Ausdruck wieder in die Tasche steckte. „Ich werde ihn so schnell nicht wieder vergessen!“

Und er sprach die Wahrheit, denn die Quetschung, welche er davongetragen, machte seine Rippen noch viele Tage schmerzhaft.

„Ja, ich glaube gerade nicht, daß Sie jetzt sterben werden,“ meinte Barnes heiter, aber er wurde durch de Belloc unterbrochen, welcher kalt wie Eis sagte: „Unter diesen Umständen verlangt mein Freund noch einen Schuß!“

„Den ihm jetzt zu bewilligen ich keine Zeit habe.“

„Weshalb nicht? Sie sind nicht verletzt, und mein Duellant kann stehen.“

Dies war die erste Andeutung, daß der Corse verwundet sei.

Der englische Offizier warf einen Blick auf das Meer und sprach dann mit einer Stimme, die hell und scharf klang, wie auf dem Quarterdeck, zu de Belloc: „Das Kanonenboot setzt sich in Bewegung, um den Anker aufzuholen. In einem Augenblick wird es nach Alexandria absegeln und in den

Kampf gehen. Wenn das Schiff im Feuer der ägyptischen Kanonen steht, müssen wir auf dem Quarterdeck sein!" Der andre war schon nach Strand hinabgeeilt und half das Boot ins Wasser schieben.

„So viel Zeit haben Sie noch!"

„Nein! — Sie sind französischer Offizier, stellen Sie sich nicht zwischen einen englischen und seine Pflicht!"

Jetzt aber sprach der junge Corse mit beunruhigender Schwäche: „Die Pistole ist zerbrochen — und — ich kann — nicht mehr stehen!" Dabei sank er nieder, so daß er auf einem in der Nähe befindlichen Felsblock saß.

„Ihr Bein getroffen? He?" rief der Engländer, nach ihm hinsehend, „ich bin froh, daß es nicht schlimmer ist, und wenn ich aus Aegypten zurückkomme und Sie bestehen darauf —"

Er verstummte — denn in diesem Augenblick zuckte ein Feuerstrahl aus dem Rauch, der das ferne Schiff umgab, und der Donner des Abschiedssignalschusses rollte über die Wogen. Der Lieutenant sprang in das Boot. „Fünf Guineen, Leute," rief er mit erregter Stimme, „wenn ihr an dem Schiff seid. Erreichen wir es nicht, so ist es Vernichtung und Schande!"

Die corsischen Fischer legen sich mit aller Kraft in die Ruder, als er mit der einen Hand das englische Gold vor ihren Augen schüttelt und mit der andern das Steuer ergreift. Sein Kamerad reißt den Rock ab und nimmt ein überzähliges Ruder zur Hand, während das Boot vom Lande fortschießt, um dem Dampfer, dessen Schraube sich schon dreht, den Weg abzuschneiden.

Viertes Kapitel.

Tot!

Die übergroße Schwäche der Stimme Paolis hatte Barnes' Aufmerksamkeit erregt, sobald er sie gehört hatte. Sie stand in zu auffälligem Gegensatz zu der Kraft, welche

sie vor dem Zweikampf gehabt hatte. Er war zu ihm geeilt und hatte seinen Puls gefühlt, denn der Instinkt des Arztes sagte ihm, daß es nur eine Ursache gäbe, welche in so kurzer Zeit eine so bedeutsame Veränderung hervorbringen könne. Seine Gesichtsfarbe war so bleich, wie die des jungen Corfen, der sich gegen den Felsblock in seinem Rücken lehnte und dessen Kopf nach vorn gesunken war, als ob er nicht mehr die Kraft besäße, ihn aufrecht zu halten.

Schnell wie der Gedanke schnitt Barnes mit seinem Taschenmesser die blauen Marinebeinkleider, welche in der Umgebung der Schußöffnung schon eine tiefe Purpurfarbe angenommen hatten, weg und suchte die Wunde. Er fand sie hoch oben, beinahe an der Hüfte des jungen Mannes. Seinen Zeigefinger als Sonde benutzend, verfolgte er den Weg, welchen die Kugel genommen, und als er diesen erkannt hatte, murmelte er eine leise Verwünschung vor sich hin. Und doch mußte er gleichzeitig daran denken, welche Blut des Hasses diesen Mann beseelt haben mußte, um ihn zu vermögen, auch nur eine kurze Minute zu stehen und auf einen zweiten Schuß zu hoffen, nachdem ihn der erste so schwer verletzt hatte. Im ersten Augenblick war es ihm unverständlich, wie die Kugel diesen eigentümlichen Weg hatte nehmen können, als er aber die zerschmetterte Pistole sah, welche an Antonios Seite lag, erkannte er, was die außerordentliche Wunde, die er entdeckt, verursacht hatte.

„Rasch!“ rief er dem alten Matteo zu. „Bringen Sie die stärksten Spirituosen, die Sie haben, Rum, Brandy, was Sie haben — auch Wasser! Eilen Sie, wie der Blitz!“ Dann faltete er seinen Rock zusammen und machte ein Kissen für den Kopf des Verwundeten, auf das er ihn sanft bettete. „Haben Sie Schmerzen?“ fragte er mit liebevollem Flüstern. „Machen Sie keine Anstrengung, laut zu sprechen, mein Gehör ist sehr fein!“ Als er die Antwort des Jünglings verstanden, erhob er sich und ging zu de Belloc, der Barnes' raschem Zugreifen mit Interesse gefolgt war, und ihn beiseite nehmend, sagte er rasch und in entschiedenem Tone: „Ich bin Arzt in jeder Beziehung, außer dem Diplom, an

dem mir nichts lag!“ Der Offizier sollte erkennen, daß das, was zu sagen er im Begriff war, ebenso unzweifelhaft richtig sei, als ob ein berühmter Arzt den Ausspruch gethan hätte.

„Dann können Sie mir sagen, auf welche Weise wir ihn am besten nach der Stadt schaffen, im Boot oder im Wagen?“

„Keins von beiden — er muß hier bleiben.“

„Hier? Wie lange?“

„Bis alles vorüber ist!“

Der Soldat starrte den Civilisten ungläubig an. „Bah! Er wird nicht sterben. Ich habe Hunderte, die an derselben Stelle verwundet waren, gesund werden sehen.“

„Aber nicht so verwundet! Machen Sie kein so ungläubiges Gesicht, sehe ich aus, als ob ich zweifelte?“ Und in Barnes' Augen standen Thränen und auch seine Stimme klang wie unterdrücktes Schluchzen.

Der ernste Soldat, der auf dem Schlachtfeld besser zu Haus war, als im Hospital, blickte ihn an und erkannte, daß sein Gefährte aufs tiefste von dem überzeugt war, was seine Zunge aussprach.

„Aber die Wunde ist im Bein!“ wandte de Belloc nochmals ein, der nicht glauben wollte — solange ein Zweifel möglich war.

„Die Kugel ist in das Bein eingedrungen, aber Antonio hat um ein wenig früher geschossen als sein Gegner, und dann seine Pistole gesenkt. Die Kugel ist am Laufe angeschlagen, abgeprallt und dann von unten nach oben in seinen Körper eingedrungen und zwar längs der großen Schlagader, die sie vollständig zerrissen hat. Bei meiner Ehre als Mann, er muß sich verbluten, vielleicht innerhalb fünf Minuten!“

„Und können Sie nichts thun?“

„Selbst wenn ich Instrumente hätte, könnte ich ihn nicht retten — die Arterie ist zu furchtbar zerstört. — Wollen Sie es ihm sagen, oder soll ich es thun?“

„Sie,“ antwortete de Belloc, „denn ich hätte des Engländer's Abbitte annehmen können und dann wäre dies nicht

vorgefallen. Ich habe das Gefühl, als ob ich schuld an seinem Tode sei!" Traurig trat er zu dem Jüngling, dessen Stirne der Tod schon mit seiner Hand berührt und gebleicht hatte, küßte ihn und sagte: „Fahr wohl!“ Dann wandte er sich tief bewegt ab und blickte auf das Meer hinaus, aber er sah nichts — denn seine Augen waren von Thränen getrübt.

Barnes stieß die Pistole mit dem Fuß zur Seite und ließ sich neben dem hilflosen Verwundeten nieder. Er bettete dessen Kopf in seinen Schoß, badete ihm die Stirn mit den Spirituosen, welche Matteo gebracht hatte, und flößte ihm Wasser ein, denn Antonio hatte über Durst geklagt. Dabei beugte er sich über ihn und flüsterte ihm zu, daß er sterben müsse.

Es war nur ein schwaches Murmeln, mit dem der Sterbende antworten konnte: „Seit die Kugel mich getroffen, habe ich geahnt, daß ich nicht mehr leben könne. Das war der Grund, weshalb ich versuchte, mich noch zu einem zweiten Schuß aufrecht zu halten — ich wollte ihn töten, damit er mit mir aus der Welt ginge, und ich meiner Schwester und meinem Geschlecht keine Blutrache hinterlasse — aber sie kommt immer — in der dritten Generation.“

„Was kommt?“ flüsterte Barnes, in welchem eine halbe Erinnerung an Marinas Worte aufstieg.

„Die Vendetta! Ich habe meiner Schwester eine hinterlassen!“ seufzte er, und nachdem er ein- oder zweimal tief Atem geholt, fuhr er fort: „Ich wollte lieber, sie vergäße mich, als daß die Erinnerung an meinen Tod ihr Leben zerstört!“ Seine Stimme war sehr schwach, und der Amerikaner konnte seine Worte nur verstehen, weil er sich über ihn beugte, um die Arterie mit den Fingern zusammenzudrücken und so die furchtbare Blutung wenigstens etwas zu mäßigen. Antonio hatte kaum geendet, als das Geräusch von Pferden, eilig absteigenden Leuten und eine Stimme hörbar wurden, welche in der Entfernung derjenigen, die ihm so traurig und schwach ins Ohr geflüstert hatte, wunderbar ähnlich war.

Ob in unsern letzten Augenblicken auf Erden eine ver-

borgene Kraft von der Welt, in die einzugehen wir im Begriff sind, zu uns kommt, und uns die Fähigkeit verleiht, Dinge zu sehen und zu hören, die im Fleische zu sehen und zu hören unmöglich wäre? Wer weiß es? Niemand kann es wissen, denn keiner lehrt zurück, um es uns zu sagen. Aber während Barnes hört, scheint der sterbende Jüngling durch die Felsen und weißen Mauern des kleinen Wirtshauses und den Drangenhain, der zwischen ihm und der steht, die er liebt, zu sehen, denn er murmelt: „Meine Schwester! — Sie ist dort! — Ich sehe sie!“ — und dann spricht er mit sich selbst, beschreibt ihren Anzug, küßt ihre Blumen, und endlich richtet er sich auf seine Füße auf und mit dem letzten jubelnden Willkommruf: „Marina!“ stürzt er rückwärts auf den Strand.

„Antonio! Mein Bruder! Ich bin hier!“ tönt eine jubelnde Antwort hinter dem Wirtshaus hervor, aber sie war noch nicht verklungen, als der Tod kam und den Jüngling hinwegnahm, das glückliche Lächeln des Willkommgrußes auf seinem Antlitz lassend.

De Belloc war aufs tiefste erschüttert. „Mein Gott! Seine Schwester!“ sagte er mit einem halbunterdrückten Fluch — oder war es ein Gebet? — und raffte die Pistole auf, um sie vor ihr zu verbergen. Kaum war ihm das gelungen, als sie auf der Veranda da oben erschien, und sich mit einem leisen Lachen zu Danella und Tomasso, die ihr folgten, wandte. „Er ist hier —“ rief sie heiter, eifrig umherspähend, „habt ihr seine Stimme gehört?“

Von dem Platz, wo sie stand, konnte sie den Strand wegen eines Felsvorsprunges nicht übersehen, und Barnes — ohne recht zu wissen, was er that — bedeckte das Gesicht des Toten mit dem Taschentuch. Während er noch damit beschäftigt war, hatte sie des Amerikaners Kopf gesehen und erkannt, und ihm mit der Hand einen freundlichen Gruß zuwinkend, rief sie lachend: „Da unten ist er wohl?“ In der Freude des Augenblicks vergaß sie die Ermüdung ihres langen Nittes durch Nacht und Morgen, lief die Treppe hinab und betrat den Strand, um zu erblicken, was die Leidenschaften der Männer ihr bereitet.

Ein schöneres und freundlicheres Bild, als das junge Mädchen es darbot, während es die Treppe hinabstieg, kann man sich nicht denken. Die heitern Farben ihres Gewandes — denn sie trug die Tracht ihrer Heimat — ließen die geschmeidige Anmut und Schönheit ihrer Gestalt aufs vorteilhafteste hervortreten. Ihr Antlitz war von der Freude der Erwartung sanft gerötet und in ihren Augen leuchteten Hoffnung und Liebe und ließen sie in glücklicher Erregung strahlen.

Sie hatte keine Ahnung von dem, was auf sie wartete, denn sie lachte wieder, als sie sagte: „Ihr Brief hat uns etwas erschreckt — aber ich habe seine Stimme gehört, er ist also gesund. Wo ist er?“

Keiner der beiden Männer wagte es, ihr zu antworten. Der Kapitän blickte immer noch auf das Meer hinaus und spielte gedankenlos mit der zerbrochenen Pistole in seiner Hand. Endlich zwang sich der Amerikaner, sich ihr zuzuwenden. Jetzt erblickte sie zum erstenmal die stille Gestalt, welche am Boden lag, und ihr Atem stockte, denn sie kannte die Uniform ihres Bruders.

„Wer ist das? Was ist das? Können Sie nicht sprechen?“

Nicht im Stande, die Spannung länger zu ertragen, ging sie einen Schritt auf die leblose Gestalt zu. „Lassen Sie mich sehen,“ sagte sie. „Heilige Jungfrau! Sie fürchten —“ denn Barnes hatte mitleidig die Hand ausgestreckt, um sie zurückzuhalten. Sich von ihm losreißend, zog sie das Taschentuch weg und erblickte — das Antlitz ihres toten Bruders!

Barnes hatte gehofft, daß sie in Ohnmacht sinken werde, aber zunächst schien sie nicht zu begreifen, was sie sah. „Er hat mich gerufen!“ sagte sie — „Marina! Es war ein Willkommenruß! Das kann nicht sein.“ Sie beugte sich über den Toten, flüsterte seinen Namen und sank auf ihn nieder und liebte und küßte ihn, wie die Tiere ihre toten Jungen liebten, in dem Glauben, sie dadurch ins Leben zurückrufen zu können. Als sie sah, daß er für ihre Liebkosungen nicht empfänglich war und sie nicht erwiderte, legte sie rasch die Hand auf sein Herz, um das Leben zu fühlen, das doch ent-

flohen war. Dann aber stieß sie einen herzerreißenden Schrei aus, denn nun endlich glaubte sie, was sie sah.

„Das ist es, weshalb Sie mich hergerufen haben?“ fragte sie tonlos und sie schauderte. Ihr Gesicht mit den Händen bedeckend, schwankte sie hin und her, als ob sie umsinken wolle. Plötzlich aber blitzte ein neuer Gedanke in ihr auf. Sie wurde ein andres Wesen, ihre Augen begannen zu funkeln und in einem unheimlichen Feuer zu leuchten.

„Zeigt mir den, der ihn getötet hat,“ ruft sie sich wieder aufrichtend, und als sie den Franzosen mit der zerbrochenen Pistole in der Hand erblickt: „Ah! — Sie waren es?“ Und dabei schritt sie mit einem Blick auf ihn zu, der ihn zusammenschauern ließ.

André de Belloc hatte in seinem Leben manches totbringende Feuer ausgehalten, manch eine verzweifelte That mit kaltem Blute, wie in wütender Erregung vollbringen sehen, aber als er den Wahnsinn der Rachsucht erblickte, der das Angeficht des Mädchens entstellte, wurde er bleich. „Nein!“ antwortete er dennoch ruhig, und sie glaubte ihm. „Wer hat diese Unthat vollbracht?“ fragte sie. „Sie wagten es nicht, mir von meines Bruders Tod zu sprechen — sagen Sie mir, wer ihn getötet hat?“

De Belloc wies auf das Meer hinaus. „Ein Offizier auf dem Schiffe dort, welches eben Corsica verläßt.“

Barnes folgte der Richtung seiner Hand und sah, daß das englische Kanonenboot die beiden Männer aufgenommen hatte und nun in voller Fahrt auf das Meer hinaus war.

Auch des Mädchens Blicke folgten dem Kriegsschiff, dessen Rumpf immer kleiner wurde, und bald unter dem Horizont verschwinden mußte und ihre Augen klammerten sich daran, als ob sie durch die bloße Kraft des Willens das große Schiff zurückrufen könne.

„Es ist die englische Flagge,“ rief Marina. „Ich werde ihn finden! Ich will vergelten! — Ich bin Corsin!“ Und dann begann sie wild mit sich selbst zu sprechen.

Musso Danella und der alte Tomasso, welche, während dies vorging — es hatte kaum eine Minute in Anspruch genommen — hinter ihr standen, blickten sie jetzt düster an.

In Danellas Zügen dämmerte vielleicht das schwache Lächeln einer geheimen Hoffnung, während sein Auge auf Marinas Schönheit ruhte, denn in ihrer Leidenschaft war das junge Mädchen fast noch schöner als zuvor.

Sie sah aus, wie die Priesterin eines Gözenbildes, welches Wilde dem Gott des Hasses errichtet haben. „Niemand soll mir den Vorwurf machen, daß ich den Mörder meines Bruders am Leben lasse!“ rief sie beinahe feierlich, „niemand soll mir den Rimbecco fingen. Ich will Rache üben, denn ich habe die Vendetta geschworen!“

Bei diesen Worten kniete der alte Corse, ihr Pfleger, zu ihren Füßen nieder und sagte mit haßerfüllter Stimme: „Responde!“

Und als das Mädchen auf den alten Mann hernieder sah, fiel ihr Auge wieder auf den Leichnam. „Das wird ihn mir nicht wiedergeben,“ stöhnt sie und dann ruft sie: „Antonio!“ mit einer Verzweiflung, die sich nicht beschreiben läßt, und sinkt bemußtlos, wie ihr Bruder, auf dessen sterbliche Reste nieder.

Einige Wochen später nahm das englische Kanonenboot „Sealark“ an der Beschießung von Alexandria teil und verlor mehrere Offiziere und Matrosen durch das Feuer der ägyptischen Kanonen.

Zweites Buch.

Ein Zwischenfall im Pariser Salon.

Fünftes Kapitel.

Ein sonderbares Bild.

In dem Jahre nach demjenigen, welches durch die Besetzung Aegyptens seitens der englischen Truppen so bemerkenswert geworden ist, bot der Pariser Salon wie gewöhnlich dem Besucher jene glänzende Ausstellung, die alljährlich so viele

anzieht, welche die moderne Schule der französischen Malerei bewundern oder zu bewundern vorgeben. Fast ein jeder, der zur Zeit in Paris war, besuchte sie, und da sehr viele Fremde in Paris waren, so fand sich eines Morgens in den ersten Tagen des Mai in der Ausstellung eine noch mehr als sonst aus den verschiedenartigsten Nationen gemischte Menge vereinigt, welche aus allen vier Himmelsgegenden zusammengeströmt war, um in jener heiteren Hauptstadt der Welt der Göttin des Vergnügens zu opfern.

In einem der größeren Zimmer des Salons bemühte sich ein dichter Knäuel von Menschen eins der am meisten besprochenen Bilder der Saison zu sehen. Franzosen, Deutsche, Engländer, Amerikaner, Italiener, Oesterreicher — beinahe alle Völker der zivilisierten Welt waren in der Menge vertreten, aus deren Mitte in den verschiedensten Sprachen und Mundarten Bemerkungen gehört wurden, welche in ihrer Gesamtheit durch ihren Inhalt den Gedanken an ein Narrenhaus, durch ihren Klang den an ein Babel wachriefen.

„Magnifique!“

„O, welche Enttäuschung!“

„Splendida!“

„Es wird eine Medaille erhalten!“

„Ich halte nicht viel davon!“

„Mon Dieu! Quelle foule!“

„Ich ziehe Gérôme vor!“

„Dies gräßliche Gedränge ist schlimmer als Piccadilly!“

„Es erinnert mich an ‚la Sigale‘!“

„Je—ru—sa—lem! Es sieht aus wie Sally Spotts im Badekostüm!“

Diese letzte Bemerkung kam von einem Herdenkönig aus Kansas, der am Rande der Menge stand, aber sich dann rücksichtslos nach dem Bilde durchdrängte, und da er ein Goliath von Gestalt und ein Simson an Stärke war, so meinte Mr. Barnes — der den größten Teil des Jahres in den Vereinigten Staaten verlebt hatte und erst vor kurzem nach Europa zurückgekehrt war, um dem amerikanischen Sommer aus dem Wege zu gehen —, daß das der rechte

Mann sei, das Drängen und Schieben für ihn zu besorgen, und folgte ihm auf den Fersen.

„Wahrhaftig! Das ist Sally Spotts!“ wiederholte der Mann des Westens.

Und er hatte recht! Eine Dorfschöne aus Ohio, war sie nach Paris gekommen und in dieser Hauptstadt der Nationen durch ihre Schönheit berühmt geworden, wenn auch leider nicht durch ihre Tugendhaftigkeit, wie sie es einst als Sally Spotts in ihrer ländlichen Heimat gewesen war. Ihre alten Eltern betrauereten sie als tot und waren so glücklicher, als wenn sie gewußt hätten, daß das unschuldige Kind, welches einst jeden Abend vor Schlafengehen mit ihnen kniete und betete, noch als „La belle Blackwood“, jene Berühmtheit der Demimonde, lebte, von deren wildem Treiben sie mit Schauern gelesen hatten und deren Schönheit der Hauptreiz dieses Bildes war, zu dem als Modell zu sitzen, sie sich herabgelassen hatte.

Von dieser Entdeckung gereizt, machte der Riese des Westens einen entschlossenen Versuch, dem Bilde näher zu kommen, und drängte sich in die Menge ohne Rücksicht auf das Unheil, welches seine enormen Füße anrichteten, die in Stiefel gekleidet waren, deren Glanzleder ungeheure Berge und Täler bildete.

Dabei stieß ein kleiner Franzose, den er fast erdrückte, ein „Sacré!“ aus, ein italienischer Künstler stöhnte angstvoll und ein amerikanischer „Dude“, der selbst in seiner Qual den geliebten englischen Accent und seine spitzen Lackstiefel nicht vergaß, rief: „Seien Sie doch vorsichtig! — O Gott! Meine Stiefel!“

Ein Mißgeschick, was andre befällt, ist für den Zuschauer in der Regel erheiternd, und auch Mr. Barnes lachte über die Rücksichtslosigkeit seines riesenhaften Bahnbrechers. Jetzt aber verließ das Lächeln sein Gesicht und er blickte mit zorniger Entrüstung auf den Mann, dessen Masse ihm bis dahin das Vordringen, selbst in solchem Gedränge, leicht gemacht hatte, denn soeben waren schwache, halbunterdrückte, schmerzliche Ausrufe einer weiblichen, jugendlichen Stimme, sowie teilnehmendes Murmeln einer älteren, beide im sanftesten Englisch, an sein Ohr gedrungen.

„O, Mrs. Bavassour! Er hat mich schon wieder getreten!“

„Was? Zweimal?“ fragte eine etwas üppige ältere Dame, welche neben der jammernden Schönheit stand.

„Ja! — Nein! O, o! Das ist das dritte Mal! Ich kann kaum noch gehen! Und — gütiger Himmel! Der Flegel hat mein neues Kleid zerrissen!“ Diese letzten Worte wurden in einem wirklich verzweifelten Tone gesprochen. Als Barnes seine Augen der Richtung folgen ließ, von der diese Stimme kam, sah er, was für ihn das Hauptbild der Saison war. Ein junges Mädchen, eine Engländerin, deren Augen in gerechtem Zorn durch die Thränen, welche ihr der Schmerz auspreßte, blizend den rücksichtslosen amerikanischen Bandalen anblickten, während sie ihrer Begleiterin zuflüsterte: „Den Angriff auf meine Füße hätte ich ihm vergeben können, aber den auf mein Kleid — nie!“ und dabei lachte sie mit einem reizenden Schmollen, so daß Barnes dachte, eine moue sei bei manchen Frauen das Schönste, was die Natur hervorbringt.

Die junge Dame zog sich etwas aus dem Gedränge zurück, und als sie sich niederbeugte und ihr Kleid nach vorn zog, um den angerichteten Schaden zu besichtigen, war ihre Haltung so anmutig und die Umrisse ihrer Gestalt so reizend, daß ihr Bewunderer seine Entrüstung über den Bandalen über seinem Interesse für die Niobe, deren Thränen sich jetzt in ein Lächeln verwandelt hatten, völlig vergaß. Die Stellung, welche das Mädchen eingenommen, — es hatte sich etwas vorgebeugt, um die seinem Anzug zugefügte Beschädigung genauer sehen zu können, und zeigte bei dem leichten Emporheben seines Kleides einen vollendet schönen und bewunderungswürdig beschuhten Fuß — gestattete Barnes einen langen forschenden Blick darauf zu werfen, ohne daß sie die Aufmerksamkeit gewährte, mit der sie betrachtet wurde. Auch die Dame, die sie begleitete, untersuchte das Kleid und gab Barnes dadurch Gelegenheit, seine Beobachtungen fortzusetzen, ohne ungezogen zu erscheinen, eine Gelegenheit, von der er den ausgiebigsten Gebrauch machte. Als die junge Dame demnach ihre Augen wieder erhob, war sie ebenso

gründlich betrachtet und beurteilt wie eins der Bilder in dem Zimmer, und wenn Barnes der Prüfungsausschuß wäre, würde sie die goldne Medaille des Jahres erhalten. Sie war etwa zwanzig Jahre alt — so riet er — und eine der lieblichsten Erscheinungen der Welt, ein echtes, hübsches, feines und vornehmes englisches Mädchen — und das brauchte er nicht bloß zu raten.

Ihr Kopf wurde durch eine dichte Masse goldigen Haares verschönt, das sowohl in Bezug auf Farbe, wie auf Menge durchaus natürlich war. Darunter leuchtete ein Paar treuherziger blauer Augen, welche in der Regel sehr freundlich blickten, die aber auch, wenn sie wollte, im Hasse blitzen und für diejenigen, die sie verachtete, eine eisige Kälte zeigen konnten. Wenn der Ausdruck ihres Gesichts auch keineswegs leichtfertig war, so fehlte ihm doch nicht ein gewisser pikanter Zug, welcher zeigte, daß sie das Leben leicht nahm und daß dies also bis jetzt ein vollkommen glückliches und deshalb auch ein durchaus gutes gewesen sein mußte.

Spuren vergangener Leidenschaften waren in dem Antlitz nicht zu finden — aber es sprach von der Möglichkeit alles vergessender Liebe. In diesem Augenblick war sie weiter nichts, als ein schönes Mädchen, nicht einfältig genug, um nicht zu wissen, daß es Sünde und Böses in reichlichem Maße auf der Welt gibt, aber zu rein, um nicht zu übersehen, was das Leben ihr davon vor Augen stellte.

Während er sie betrachtete, fragte sich Barnes, ob sie wohl einen hübschen Namen habe — und gleich darauf hörte er ihn.

„Enid,“ sagte die ältere Dame, „ist der Schaden an deinem Kleid so schlimm, daß du ins Hotel zurückkehren mußt?“

„Nein —“ antwortete sie nachdenklich, „nur eine Falte ist ausgerissen und bei den Hunderten, die dies Kleid hat, wird man wohl eine nicht vermissen. Außerdem möchte ich dir gern das sonderbare Bild zeigen, und heute ist die letzte Möglichkeit dazu.“

„Es ist doch nicht das, hoffe ich!“ entgegnete die Begleiterin.

„O nein. Derartige Bilder, welche die Aufmerksamkeit auf eine gewisse Klasse von Frauenzimmern lenken, wie La belle Blackwood, sind mir in der Seele zuwider.“

„O Enid! Du darfst gar nicht von solchen Menschen sprechen,“ antwortete die Dame.

„Weshalb nicht? Es gibt deren doch, nicht wahr? Ich bin nicht blind und habe Ohren. Ich kann doch das Bild nicht übersehen und sagen, es hängt nicht dort an der Wand. Aber wenn ich auch die Kunst nicht bewundere, die sich dazu hergibt, solche Frauenzimmer zu verherrlichen und Helbinnen aus ihnen zu machen, so kann ich doch ehrlicher Weise nicht sagen, daß ich das Weib in dem Bilde da so tief verachte wie den Mann, der darüber spricht.“ Sie wies mit den Augen auf den Herdenkönig, der sich mit großem Eifer nach der Adresse der Belle Blackwood erkundigte und dem ihm zunächst stehenden Herrn sagte, er wolle sie auffuchen, er sei ein alter Freund von der Familie — und er wolle den Preis von tausend Ochsen daransetzen, um ihr einen lustigen Tag zu machen — er sei zum Vergnügen in Paris, ja, und habe seine freie Woche, denn Mrs. Ruggles sei in London.

Barnes kannte jene Königin der Demimonde, und als er hörte, was die junge Engländerin sagte, schämte er sich. Aber seine Scham wurde noch tiefer, als der Herdenmagnat, der gefunden hatte, daß sein Französisch unverständlich für diejenigen war, welche in seiner Nähe standen, sich umwandte und, ihn erkennend, in englischer Sprache ausrief: „Hallo! Barnes von New York! Sie kennen alles in Paris, was nichts-nutzig ist, sagen Sie mir die Adresse der Belle Blackwood.“

Einen Augenblick brauste es Barnes in den Ohren, als ihm das Blut ins Gesicht stieg und er von der älteren Engländerin die Worte zu hören glaubte: „Erbärmlicher Mensch!“ was ihm durch des jungen Mädchens: „Wer hätte das nach seinem Gesicht glauben sollen!“ nicht gerade versüßt wurde. Sich zu einer verzweifeltsten Ruhe zwingend antwortete er gleichgültig: „Jeder, der in Paris lebt, kennt die Adresse, Rue du Helder Nr. 42. Auch Sie würden sie wissen, wenn Sie französisch lesen könnten, Ruggles. Ich habe sie im ‚Figaro‘ von heute morgen gesehen.“

„Ah, sehr verbunden,“ erwiderte Ruggles. „Ihr jungen Burschen seid uns alten Kerls immer einige Pferdelängen voraus!“ Dabei kniff er ein Auge zu und lächelte verschmigt, wofür Barnes ihn am liebsten gehorfeigt hätte, und kitzelte die Adresse in seine Brieftasche.

Wenn stille Flüche vernichten könnten, so würde den Herdenkönig auf der Stelle ein Schlaganfall getroffen haben, denn Barnes war fest entschlossen, bei erster Gelegenheit die Bekanntschaft der jungen Dame zu machen, und als er jetzt die Wirkung bedachte, welche diese kleine Rede und die sie begleitende Gebärde auf die junge Dame und den Empfang haben mußte, den sie ihm bereiten würde, wenn die ersehnte Gelegenheit kam, verwünschte er ihn innerlich mit einer Entschiedenheit und einem Ernst, die nichts zu wünschen übrig ließen, in die tiefsten Tiefen der Hölle. „Na, ich bin froh, daß ich dem Lump die richtige Adresse gegeben habe,“ dachte er wütend bei sich. „Wenn La belle Blackwood den alten Esel in die Krallen kriegt, wird sie mich rächen.“

Sich umzudrehen und das Mädchen anzusehen, wagte er in diesem Augenblick nicht, aber er hatte eine Ahnung, daß sie versuchte zu erkennen, ob er ein sehr verderbtes und lasterhaftes Gesicht vor seinem erröteten Nacken trage, und diese Ahnung wurde zur Gewißheit, als er die ältere Dame sagen hörte: „Enid, sieh doch nicht mehr nach dem modernen Don Juan!“

Gleich darauf wurde sie von einem bei den Damen stehenbleibenden Herrn als Miß Anstruther angeredet. „Ich wußte, daß sie einen hübschen Namen haben müsse,“ dachte Barnes, der zwei und zwei zusammen addiert, was in diesem Falle als Summe Enid Anstruther ergeben hatte. Aber er hörte auch, wie sie etwas von einem Zusammentreffen mit dem „lieben Edwin“ in Nizza sprach. Der „liebe Edwin“ machte ihn nachdenklich. „Das muß der junge Mann sein, mit dem sie verlobt ist,“ war die unangenehme Erklärung, die er fand. Das junge Mädchen war zu hübsch, als daß nicht halb England hinter ihr her rennen sollte. In keinem andern Falle würde Barnes einen solchen Irrtum begangen haben, sondern er hätte gewußt, daß der allerletzte, den ein

Mädchen ihrer Art an einem öffentlichen Ort „lieber“ nennt, ihr Geliebter sei und daß der „liebe Edwin“ ein Freund, ein Vetter, ein Bruder sein konnte, aber ein Geliebter — niemals! Alle Weisheit hatte Barnes verlassen. Zum erstenmal im Leben ist er zeitweilig wahnsinnig, — denn er ist verliebt.

Die gute Lebensart verbot es ihm, sich noch länger so nahe bei Miß Anstruther aufzuhalten, denn ihre freundlichen Augen fingen an seine Blicke zu bemerken. Er entfernte sich also einige Schritte, wobei er indes Sorge trug, immer im Wege der Damen zu sein, so daß es den Anschein hatte, als ob sie ihm folgten, nicht er ihnen.

Um dies in unauffälliger Weise zu thun, mußte er sehr geschickt manövrieren und sehr aufmerksam sein, denn die Damen schienen nur wenig Zeit für die Ausstellung zu haben und flatterten von einem Bild zum andern, wie ein Vogel von Kirsche zu Kirsche.

Trotz aller Gewandtheit fürchtete Barnes doch, daß sein Benehmen schließlich der jungen Dame auffallen werde, und er war sehr froh, als sie endlich nach einer kleinen Thüre zeigte und sagte: „Dort ist das Zimmer, wo das sonderbare Bild sich befindet. Wenn ich dir erklärt habe, weshalb es mir sonderbar erscheint, werde ich dich hinführen.“

Nun weiß er, daß er das junge Mädchen dort in wenigen Minuten, anscheinend zufällig, wieder treffen wird. Aber als er rasch in das Zimmer mit dem sonderbaren Bilde tritt, stößt er einen Ausruf des Erstaunens aus und steht erstarrt — denn beinahe gerade vor ihm hängt ein Bild, welches den Zweikampf auf dem Strande bei Uaccio so lebendig treu und so grausam lebendig darstellt, daß er wieder vor ihm steht wie an jenem verhängnisvollen Morgen vor einem Jahre.

Sechstes Kapitel.

Verfolgt.

Die Einzelheiten des Erlebnisses in Corsica waren dem Amerikaner keineswegs aus dem Gedächtnis entschwunden, aber in dem Leben der Welt unsrer Tage, bei seinen mit Eisenbahngeschwindigkeit wechselnden Ereignissen und der so außerordentlich raschen Folge neuer Eindrücke und Vorstellungen, hat ein Mann des gegenwärtigen Geschlechts wenig Zeit, an die Vergangenheit zu denken. Er kann sie nur in irgend einem Kämmerlein seines Gehirns aufbewahren, um sie, wenn die Gelegenheit dazu kommt, hervorzuholen und nachzuschlagen.

Als Barnes vor dem Bilde stand, holte er seine Erinnerungen an Corsica hervor und verglich sie mit dem, was er vor sich sah.

Seine erste Empfindung war die der Verwunderung, daß das Gemälde vor ihm in mancher Beziehung so überraschend richtig, in andrer so grundfalsch war. Es gab den Schauplatz der Handlung genau wieder. Die steinige Küste, das blaue Wasser, das Boot mit den corsischen Fischern, welche auf die englischen Offiziere warteten, das kleine Wirtshaus mit der Veranda und dem Tisch, auf dem die Reste von Barnes' Frühstück standen, die baufällige hölzerne Treppe und die corsischen Berge im Hintergrund waren so naturgetreu dargestellt, daß Barnes beinahe die Empfindung hatte, als ob er wieder auf jenem Strand stehe. Aber die Figuren und ihre Gruppierung waren weniger richtig.

Das Bild stellte zwei verschiedene Teile der Handlung dar, die zu verschiedenen Zeiten vorgefallen waren. Entweder in der wohlbedachten Absicht, dem Bilde größere Wirkung als Kunstwerk zu geben, oder aus einem andern unbekanntem Grunde waren diese beiden Episoden so zusammengestellt, als ob sie gleichzeitig stattgefunden hätten.

Zur Linken vom Beschauer lag der junge Paoli in seiner französischen Marineuniform sterbend in Barnes' Armen, der

seinen Kopf in der Art stützte, wie ihn Marina zuerst gesehen hatte. Eine Hand war jedoch ausgestreckt und zeigte mit einer Gebärde der Entrüstung auf den englischen Lieutenant. Im Mittelpunkt stand de Belloc und sah den britischen Offizier mit einem Ausdruck unterdrückten Schreckens an, während Matteo auf der Treppe ihn voll Abscheu anblickte. Dieser Gegenstand der allgemeinen Verurteilung war auf der rechten Seite des Bildes dargestellt, in der einen Hand die anscheinend eben abgeschossene Pistole — denn sie rauchte noch — während die andre, hoch erhoben, das glückbringende Kronenstück hielt, auf dem sich Paolis' Kugel plattgedrückt hatte und das er mit triumphierender Freude betrachtete. Die Wirkung dieser Gestalt wurde durch die des Sekundanten erhöht, der über seines Gefährten Erfolg ebenso erfreut zu sein schien, wie dieser selbst.

Die Figuren Paolis, de Bellocs, des alten Matteo und selbst die der beiden corsischen Fischer, welche in dem wartenden Boot saßen, waren in allen Einzelheiten vollkommen richtig, diejenige Antonios war sogar mit großer Sorgfalt und Wärme der Empfindung durchgeführt. Sein Antlitz trug eine ideale Schönheit des Ausdrucks, so daß er eher wie ein den Märtyrertod erleidender Heiliger, als wie ein Mann aussah, der mit dem Durst nach eines andern Blut in der Seele stirbt, ein Beweis, daß der, der das Bild gemalt hatte, mochte es sein, wer es wollte, in der Sache, die seinen Tod herbeigeführt hatte, ihn für vollständig unschuldig hielt. In auffallendem Gegensatz dazu war Barnes' Gesicht keineswegs ähnlich und konnte nur nach einer flüchtigen Erinnerung dargestellt sein, während die Figuren der beiden englischen Seeoffiziere nur von jemand gemalt sein konnten, der bestenfalls weiter nichts als eine Beschreibung ihrer äußeren Erscheinung zum Vorbild hatte. Der Künstler hatte augenscheinlich wenig Neigung empfunden, ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, da das Gesicht des Duellanten zwar vom Triumph erhellt, aber durch die sonstigen darin in lebendiger, aber höchst abstoßender Vereinigung zum Ausdruck gebrachten Leidenschaften, Bosheit, Mordlust und Feigheit entstellt wurde.

Die ganze Scene war von einer aufgehenden tropischen

Sonne beleuchtet, welche ihr die glänzenden Lichter und die tiefen Schatten eines südlichen Bildes gab und die Leidenschaften auf den Gesichtern der Männer aufs lebhafteste hervortreten ließ. Man erkannte, daß der dargestellte Vorgang sich nicht nur in der Phantasie des Künstlers zugetragen hatte, sondern grausame und schreckliche Wirklichkeit war.

Als Kunstwerk war das Bild nicht bedeutend, denn es war offenbar die Arbeit eines Künstlers, der weder in Bezug auf Technik noch auf Stil schon vollkommen fertig war, aber als eine Darstellung menschlicher, durch ihre Heftigkeit erschreckender Leidenschaften hatte es seine Verdienste. Es hatte einen günstigen Platz gefunden und oft stand eine Gruppe eifriger Beschauer davor. Seine Wirkung wurde durch einen kleinen Kunstgriff noch gehoben. Ein breiter Rahmen von tief schwarzem, glanzlosem Ebenholz umgab es und auf dieser düstern Einfassung stand in roten Buchstaben: „Gemordet!“

„Wenn der Preisausschuß aus Idealisten besteht, hat es wenig Aussicht auf eine Auszeichnung,“ dachte Barnes, „gehört aber eine Mehrzahl desselben der realistischen Kunstrichtung an, dann wird ihm sicherlich eine ehrenvolle Erwähnung, wenn nicht mehr, zu teil. Jedenfalls hätte mich Marina etwas hübscher machen können,“ denn daß das Bild von ihrem Pinsel stammte, war ihm sofort klar. Alles, was das junge corfische Mädchen aus eigener Anschauung kannte, war richtig zur Darstellung gebracht. Barnes' Bild, das sie nur aus der Erinnerung hatte malen können, war mangelhaft, und die Gesichter der beiden Engländer, die sie nie gesehen hatte, waren ausschließlich Erzeugnisse ihrer Einbildung. Mit diesen Gedanken betrachtete er die Ecken des Bildes um den Namen der Künstlerin zu suchen, aber er fand nur die Inschrift: „Finem respice!“, die Mr. Barnes, dessen Latein etwas eingerostet war, in sein Taschenbuch schrieb, um nach einigen Tagen herauszufinden, daß sie: „Bedenke das Ende!“ bedeutete.

Bei Barnes erstem Ausruf der Ueberraschung hatte sich ein alter Mann, der bis dahin im Hintergrunde, aber doch nahe genug gestanden, um jeden Beschauer des Bildes zu

bemerken, langsam genähert und ihn, während er das Bild betrachtete, aufmerksam beobachtet. Als er sich jetzt umwandte, um zu sehen, ob die junge Engländerin noch nicht eingetreten sei, trat dieser Mann, der wie ein Bilderhändler aussah, der die Kunst um der Silberlinge willen liebt, die sie einbringt, neben ihn und sagte in englischer Sprache mit etwas fremdem Accent: „Schauderhaft!“

„In der That schauderhaft!“ entgegnete Barnes, beinahe mit einem Schauer, denn das Bild war so lebendig, daß er fast das Gefühl hatte, als ob der sterbende Jüngling wieder in seinen Armen ruhe.

Seine Bewegung schien die Neugier des an seiner Seite stehenden Mannes wachzurufen. „Sie interessieren sich für das Bild?“ fragte er.

„Sehr!“

„Wirklich?“ — in diesem Wort lag etwas mehr als Neugier. „Es ist kein großes Werk, der Künstler ist, glaube ich, noch jung.“

„Sie kennen sie also?“

„Sie?“ Der Mann sah etwas verwirrt aus, aber nach einem kurzen Augenblick der Sammlung fuhr er fort: „Ja, ich habe sie einmal gesehen. Wissen Sie, wenn ich das Bild billig bekommen könnte, würde ich es kaufen, es ist so gräßlich schön. Es gibt Leute, die einen krankhaften Geschmack haben und die einen hübschen Mord teurer bezahlen als ein Meisterwerk von Gérôme oder Detaille — ich bin Kunsthändler.“

„Das dachte ich mir,“ erwiderte Barnes. „Wenn Meissonier irgend eine recht gemeine moderne Mordthat durch sein Genie verherrlichte, würden Sie gewiß viel dafür bezahlen.“

„Ein Vermögen! — Wenn er nur ein Verbrechen, dem ich einmal nachgespürt — —“ Hier unterbrach der Mann sich plötzlich und fuhr dann fort: „Möchten Sie das Bild kaufen, Monsieur?“

„Nein! Nicht geschenkt möchte ich's haben! Es ruft mir unangenehme Erinnerungen zu lebhaft ins Gedächtnis zurück. Ich sehe es beinahe vor mir,“ und dabei dachte der

Amerikaner wieder an jenen verhängnisvollen Morgen und wurde ernst.

Der andre schien im Begriff, noch weitere Fragen stellen zu wollen, allein Enid Anstruther und Mrs. Bavassour traten jetzt ins Zimmer, und Barnes dachte an nichts mehr als an sie. Er trat von dem Bilde zurück und ließ sich in einer dunkeln Ecke nieder, von wo er das junge Mädchen ungestört betrachten konnte, ohne sich selbst zu sehr bemerklich zu machen. Von diesem Augenblicke an folgte ihm der Blick des Mannes, der ihn angerebet hatte, mit gierigem Ausdruck, als ob er ein gut Stück Geld verdienen könne, wenn er den Fremden, der sich so sehr für das Bild interessierte, nicht wieder aus den Augen verlor. Sobald er bemerkte, daß Barnes zunächst nicht daran dachte, fortzugehen, verließ er das Zimmer und kehrte gleich darauf mit zwei andern Männern zurück, deren Augen sich nach kurzer, leiser Besprechung auf den Fremden, welcher beim Anblick des Bildes zusammengefahren war, richteten und ihn nicht wieder verließen. Es schien, als ob sie sich seine Erscheinung unauslöschlich einprägen wollten, und als sie dies nach einiger Zeit erreicht zu haben glaubten, schlenderten sie wieder aus dem Zimmer hinaus, ohne daß Barnes, der durch das Benehmen der englischen Zauberin für den Augenblick vollkommen verrückt gemacht war, sie bemerkt hatte.

Miß Anstruther hatte inzwischen, nach einem raschen Blick ihrer strahlenden Augen, der jemand zu suchen schien, aber nicht fand, Mrs. Bavassour vor das Bild geführt, von dem sich Barnes eben abgewandt, und sagte nun lachend zu ihrer Begleiterin: „Das ist das Bild, von dem ich Ihnen erzählt habe. Das ist er! Das ist der Mann, in den ich verliebt bin, das ist das Geschöpf, das ich von Grund meines Herzens anbeete!“ wobei sie eifrig auf das Bild zeigte.

„Welcher, Fräulein Leichtsin?“ lachte Mrs. Bavassour nach ihrem Kneifer suchend.

„Der da, der häßliche!“ und das Mädchen zeigte mit seinem Finger gerade auf die Figur, die Mr. Barnes vorstellen sollte.

Bei diesen Worten war die Seele des jungen Mannes

von einem Schauer des Entzückens erfaßt worden. Nachdem seine Besinnung etwas zurückgekehrt war, dachte er wütend, daß, wenn Marina ihn nur ein bißchen hübscher gemacht hätte, das junge Mädchen ihn erkennen würde und dann — — Seligkeit!!

Diese schmeichelhafte Auffassung der Sachlage wurde jedoch wesentlich herabgestimmt, als er Mrs. Bavassours Bemerkungen hörte, die das Bild aufmerksam durch das Glas betrachtete. „Wie? Das gleicht ja dem abscheulichen modernen, jungen Don Juan, den wir im andern Zimmer gesehen haben.“

„Nicht im geringsten! Mein Schatz“ — das junge Mädchen sprach das Wort langsam und zärtlich aus und blickte Barnes auf der Leinwand kokett dabei an — „ist viel hübscher. Sagen Sie, daß Sie das auch finden, Mrs. Bavassour, oder ich werde böse.“

„Hübscher? Wirklich nicht.“

„O ja, er ist hübscher! Er hat einen so hübschen Schnurrbart, und der Don Juan hatte keinen.“

Bei diesen Worten verfluchte Barnes innerlich den Barbier, der ihn rasiert und dabei überredet hatte, sich seine schönste Zierde abnehmen zu lassen. Nach einer kleinen Pause fuhr Mrs. Bavassour, die eine praktische Frau zu sein schien, fort: „Was für ein Unsinn! Du hast genug Anbeter von Fleisch und Blut, Enid,“ und diese Worte ließen Barnes zusammensfahren.

„O, er ist auch von Fleisch und Blut. Das ist keine Phantastefigur, das ist ein Porträt!“

„Woraus schließt du das?“

„Ich habe Ihnen erzählt, was mein Interesse an dem Bilde zuerst geweckt hat — der Brief aus Aegypten. Es erinnerte mich an die Geschichte, besonders die Episode mit dem Glückspfennig. Das hat mich veranlaßt, das Bild wiederholt anzusehen und das krankhaft Abstoßende darin zu studieren. Dann fing ich an mich für die Gesichter zu interessieren — besonders das feinige — aber ich war sehr ruhig über ihn, bis ich eifersüchtig wurde.“

„Was?“ stieß Mrs. Bavassour hervor.

„Ich fürchtete, eine Nebenbuhlerin zu haben,“ sagte Enid mit gut gespielter Besorgnis.

„Eine Nebenbuhlerin!“ rief die nun völlig fassungslose ältere Dame. „Gütiger Himmel! Meinst du dieser Del-farbenmensch da könnte falsch gegen dich sein?“

„Nein, das nicht, aber ich fürchtete, daß eine andre ihn ebenfalls liebe. Eine Spanierin oder Italienerin hielt sich häufig hier auf, und blickte voll Liebe auf diesen Teil des Bildes,“ dabei zeigte sie auf Barnes und den sterbenden Jüngling. „Gewöhnlich ist ein Franzose bei ihr und eines Tages — wahrscheinlich hatte sie mein Interesse an dem Bild bemerkt — kam sie auf mich zu, und fragte mich ohne viel Umschweife, weshalb ich es so viel betrachte. Da ich keine Lust hatte, ihr die ägyptische Geschichte zu erzählen, sagte ich, ich sei éprise von dem Gesicht des Mannes, der Mitleid habe. Und darauf sagte sie mit einem traurigen Lächeln: ‚Ja, er hatte Mitleid — aber hüten Sie sich, lieben Sie ihn nicht zu sehr, denn er lebt!‘ worauf ich entgegnete: ‚Es wäre gut, wenn Sie Ihr eignes Herz hüteten — Sie sehen ihn selbst immer so zärtlich an‘ —“

„Nun — und sie?“ fragte Mrs. Bavassour.

„Sie entgegnete: ‚Ich blicke den Sterbenden an — er war mein Bruder!‘ Dann entfernte sie sich, und als ich mich erkundigte, hörte ich, daß sie die Ermordung ihres Bruders gemalt habe — ein netter düsterer krankhafter Ge-Geschmack, nicht wahr?“

„Nicht krankhafter, als wenn man sein Herz an einen gemalten Mann verliert,“ erwiderte Mrs. Bavassour.

„Meinen Sie? Ich finde das sehr bequem. Ich kann mit ihm zusammentreffen, wann es mir gefällt, er macht mir weder den Hof noch sagt er etwas, wofür ich ihn hassen würde, er drückt mir nicht die Hände, bis sie mir wehe thun, und thut nichts, was mich veranlassen müßte, mich hinter meine Würde zu verschanzen und ihn in seine Schranken zurückzuweisen — aber da dies unser letztes Zusammensein ist, so habe ich Sie mitgebracht, Mrs. Bavassour, damit unser Abschied nicht allzu zärtlich wird,“ sagte das junge Mädchen lachend.

„Enid! Du bist doch nicht toll genug, zu erwarten, daß du diesen Mann jemals sehen wirst?“

„Soviel Glück wird mir wohl schwerlich beschieden sein, fürchte ich,“ meinte Enid traurig.

„Und wenn es doch geschähe?“

„Wenn er so aussieht, wie dort, werde ich ihn anbeten! Die andern,“ und sie zeigte auf das Bild — „haben den Ausdruck des Triumphs, des Hasses oder der Wut — aber Mitleid? Keiner! Mein Liebling,“ und hier lachte das junge Mädchen über ihren lustigen Einfall, „hat Mitleid. Ich weiß es, er würde ebensogut fechten, wie der Tapferste von ihnen, aber lieben! — viel, viel besser!“ und dann warf sie dem Mr. Barnes auf der Leinwand einen Blick so bezaubernder Zärtlichkeit zu, daß der Mr. Barnes von Fleisch und Blut in seiner Ecke beinahe toll vor Entzücken wurde.

Barnes hatte nicht diese ganze Unterhaltung verstanden, aber was er verstand, war genug, um ihn zu bethören, so daß er das rasendste Verlangen empfand, sich als das lebende Urbild des Wesens vorzustellen, welches sie liebte. Das bißchen Verstand indessen, was er sich bewahrt hatte, war gerade genügend, eine solche Taktlosigkeit zu verhindern.

„Aber würdest du ihn heiraten, wenn du ihn träfest?“ fragte Mrs. Bawassour, welche mit dem ächten Instinkt einer verheirateten Frau sofort den Wunsch hatte, eine Heirat für das junge Mädchen zustande zu bringen, und wenn es auch nur mit einem Manne von Delfarbe und Leinwand war.

„Wer kann das wissen? Wir heiraten selten unsre erste Liebe — aber was für Unsinn! Wir werden uns natürlich nie treffen, und wenn wir es thäten, würde ich ihn wahrlich hassen!“ — Dann sich dem Bilde zuwendend, schloß Miß Anstruther: „Leb wohl, mein Schatz, wenn ich reich wäre, würde ich dich kaufen und wir würden uns nie trennen, aber in dieser Welt trennt Armut oft die, die sich lieben!“

Barnes, der dem letzten Teil dieser Rede mit gespitzten Ohren gefolgt ist, stürzt nun fort, um den Bilderhändler zu suchen. Er will das Bild kaufen und „seine Enid“ am Hochzeitsmorgen damit überraschen. Das ist sein neuester Einfall.

Er war schon dahin gelangt, sie im Geiste „seine Enid“ zu nennen, dieser rasche junge Mann — denn wenn er auch während des ganzen Gesprächs, welches er mitangehört hatte, nicht einen Augenblick ein ruhiger und vernünftiger Mann gewesen war, so hatte er doch mit der ganzen Fähigkeit eines Verrückten einen großen Gedanken festgehalten, und das war der, daß das Mädchen, welches den Barnes auf der Leinwand liebt, auch den Barnes von Fleisch und Blut lieben und mit sehr kurzem Aufschub zur Ueberlegung und zur Beschaffung der Aussteuer heiraten soll.

Er überließ sich thatächlich schon wilden Träumen vom Comersee und den Flitterwochen, mit ihr an seiner Seite, gekleidet in reizende Morgengewänder und andre bezaubernde Anzüge, welche junge Ehemänner in Entzücken versetzen. Er überlegte, ob sie ihm wohl gestatten werde, einen Abend der Woche in seinem Klub zu verbringen, und ob sie einen sehr heftigen Kampf gegen Cigaretten, Sigarren und andre Lieblingsneigungen und Zerstreuungen der Männer unternehmen werde. Und noch eine Menge anderer Männerideen schossen ihm durch den Kopf, von denen einige sie zum Lachen, andre vielleicht zum Erröten gebracht haben würden, wenn Enid sie gekannt hätte.

Mr. Barnes fand den Bilderhändler ohne große Mühe, denn dieser Biedermann hatte ihn keinen Augenblick aus dem Auge verloren und kam ihm jetzt auf halbem Wege entgegen. „Ich habe nicht eine Minute Zeit, mit Ihnen zu sprechen,“ sagte der Amerikaner. „Ich habe mich anders besonnen, ich will das Bild haben. Ermitteln Sie den Preis, den die Malerin dafür verlangt, und senden Sie mir Nachricht nach dem Hotel Meurice.“

„Unter welchem Namen?“ fragte der Kunsthändler — aber Barnes folgte Miß Anstruther, welche soeben durch die Thür geschritten war, und er war schon um die halbe Zimmerlänge von dem Frager entfernt.

„Hotel Meurice!“ rief er zurück. „Ich werde im Bureau das Nötige hinterlassen.“ Dann eilte er fort, sich rücksichtslos seinen Weg durch die Menge bahrend, und überholte die Damen in der Vorhalle.

„Enid, du mußt etwas frühstücken, ehe du gehst,“ hörte er die ältere Dame sagen.

„Ich kann nicht! Ich muß den Expresszug erreichen. Lady Chartris fährt damit und mein Mädchen ist bei ihr.“ Damit stieg Enid in eine Droschke und fuhr davon. Barnes springt sofort in eine andre und ruft dem Kutscher zu: „Zwanzig Franken, wenn Sie den Wagen vor Ihnen nicht aus dem Auge verlieren, und fahren Sie wie der Satan!“

Als der Amerikaner davonrasselte, trat der Kunsthändler in Begleitung der beiden andern Männer, mit denen er sich oben beraten hatte, in die Thür und sagte zu ihnen: „Vorwärts! — Laßt ihn nicht entweichen! — Folgt ihm und telegraphiert!“

Die Männer springen ebenfalls in eine Droschke, die sie erwartet hat, und die drei Fuhrwerke schlagen den Weg über den Boulevard Mazas nach dem Lyoner Bahnhof ein — in dem ersten die junge Engländerin, ohne Ahnung, daß sie verfolgt wird, im zweiten Barnes, ebenso unbewußt, daß jemand hinter ihm her ist, und im dritten zwei sehr gewöhnlich aussehende Franzosen, von denen der eine lachend zum andern sagt: „Was unsern Vogel wohl erschreckt haben mag? Das war keine schlechte Karte, die er ausspielte, als er Kaspar sagte, er werde ihn im Hotel Meurice finden, während er jetzt wie verrückt nach dem Lyoner Bahnhof fährt.“

Stiebentes Kapitel.

Der Lyoner Expresszug.

Als Miß Anstruther am Lyoner Bahnhof ankam, fand sie, daß der Zug fast im Begriff war abzufahren, und da sie ihre Fahrkarte in der Tasche hatte und keine Zeit mehr war, sich nach ihrer Reisegesellschaft umzusehen, stieg sie rasch in einen Wagen erster Klasse, dessen Thür ein Schaffner dienstfertig für sie offen hielt. Barnes wußte nicht genau, wohin er eine Karte fordern sollte. Glücklicherweise fiel ihm ein, daß er gehört hatte, wie die junge Dame die Hoffnung aussprach, ihren „lieben Edwin“ in Nizza zu sehen, und so antwortete er auf die Frage des Kassierers rasch:

„Nizza“. Darauf nahmen auch die beiden Männer, die ihm gefolgt waren, Karten nach Nizza und alle eilten nach dem Zuge. Es war kein Augenblick zu verlieren. Barnes sprang in den einzigen Wagen, dessen Thür noch offen stand und fand sich auf dem Platz, den er sich am meisten gewünscht hatte — nämlich gegenüber dem jungen Mädchen, dem er folgte. Die beiden Männer stiegen in die nächste Wagenabteilung dahinter.

Der Amerikaner saß mit dem Rücken nach der Maschine und konnte somit, wenn er aus dem Fenster sah, den hintern Teil des Zuges sehen, und gerade, als dieser sich in Bewegung setzte, wurde ihm im Fluge noch ein spaßhafter Anblick zu teil. Eine englische Familienmutter, wie man sie heutzutage überall trifft, nach der neuesten Mode gekleidet, mit drei derben Kindern, bemühte sich vergeblich den Widerstand zweier französischen Beamten zu überwinden, um noch in den schon in Bewegung befindlichen Zug zu steigen. Sie wurde bei diesem Kampf von zwei Dienerinnen und einem gewöhnlichen englischen Lakai unterstützt, die mit dem üblichen Handgepäck, ohne welches eine englische Familie nie reist, beladen waren.

In wenigen Minuten war die ringende Gesellschaft weit zurückgelassen und der Zug befand sich in vollem Gang nach Lyon. Barnes, der ganz Europa mehrmals durchreist hatte, war ein vollkommener „Hendschel“ und wußte, daß es ein Expreszug war, der zwischen Paris und der Seidenweberstadt nur viermal einen längern Aufenthalt hatte: in Montereau, Tonnerre, Dijon und Macon, außerdem hielt er nur hier und da auf einige Augenblicke. Es war demnach wenig zu besorgen, daß er seine angenehme Gesellschaft in den nächsten zwei Stunden verlieren würde, wenn er die Sache geschickt anfang.

Er machte es sich in seiner Ecke bequem und fing an über die Aufgaben nachzudenken, die er sich gestellt hatte. Diese waren: erstens, die Bekanntschaft der jungen Dame zu machen, welche ihm gegenüber saß, und zweitens, ihre Liebe zu gewinnen. Daß er niemand aus ihren Kreisen kannte, der ihn in gehöriger Form vorstellen konnte, wußte er und er war auch verständig genug einzusehen, daß sie ihm keinenfalls gestatten werde, sich selbst vorzustellen, denn als er eingestiegen war, hatte sie sich aufgerichtet und ihn mit eifriger

Kälte gemustert, und jetzt wandte sie das Auge nicht von einer Zeitung, die sie aus einer Handtasche, dem einzigen Gepäckstück, welches sie bei sich führte, genommen hatte. Bis er die erste Aufgabe gelöst hatte, war es augenscheinlich überflüssig, an die zweite zu denken. All sein Sinnen richtete sich nun darauf, einen Weg zu finden, wie er eine Bekanntschaft anbahnen könne, ohne ihren empfindlichen Stolz zu verwunden oder die Gewohnheiten und Gebräuche der Lebenskreise, zu denen Miß Anstruther offenbar gehörte, zu verletzen.

Während er das that, konnte er sich nicht enthalten, die wunderbare Schönheit der jungen Dame vor ihm näher zu betrachten, über die er sich bis dahin noch gar nicht vollkommen klar geworden war.

Enid war von etwas mehr als mittlerer Größe, hielt sich aber so gerade, daß sie viel größer erschien. Ihre Gestalt war eine vollendete Vereinigung der Rundung des Weibes mit der geschmeidigen und zarten Anmut des Mädchens, ihre Glieder zeigten jene leichte, federnde Kraft, die sie in der Bewegung so harmonisch machte und ihr in der Ruhe den Reiz der unbewußten Schönheit verlieh. Das alles war nicht schwer zu erkennen, denn sie war von einem Künstler gekleidet, der einsichtig genug gewesen war, zu fühlen, daß seine Kunst weiter nichts zu thun hatte, als zu zeigen, was die Natur so verschwenderisch gewährt. Ihr Kleid, ohne viel Aufputz und Beiwerk, saß tadellos. Seine Farbe war blau, weder zu hell noch zu dunkel, und wurde durch ein wenig Weiß am Hals und an den Handgelenken und durch eine Handvoll Rosenknospen, welche mit anscheinender Nachlässigkeit an der Brust festgesteckt waren, gehoben. Die Gesamtwirkung dieses Anzugs war Einfachheit, aber Vollendung in allen Einzelheiten, von ihren Stiefelchen und den Handschuhen an bis zu ihrem Schmuck, wovon sie nur wenige Stücke trug, aber diese von auserlesener Schönheit, von dem massiven goldnen Armband an, welches ihr zartes Handgelenk umspannte, bis zu der niedlichen Uhr, welche sie von Zeit zu Zeit zu Rate zog.

Der Hut, der nicht groß genug war, um die Form ihres Kopfes zu verbergen, bedeckte eine schwere Masse goldig

glänzenden Haares, in welchem dann und wann bei ihren Bewegungen ein kastanienbraunes Licht erschien. Es beschattete ein Etwas, was ein Dichter ein Gedicht, ein Maler ein Gemälde genannt haben würde, was aber für Barnes das schönste ist, was die Natur hervorgebracht hat — das Antlitz des Mädchens, welches er liebt. Und als dies Bewußtsein immer klarer in ihm wird, da dankt er Gott so inbrünstig, wie er es noch nie zuvor gethan, daß er reich ist und Muße hat, ihr bis ans Ende der Welt zu folgen, wenn das nötig ist, um sie zu gewinnen. Ein armer Mann wäre an irgend eine Arbeit für das tägliche Brot gefesselt und würde sie verloren haben. Er aber hat jetzt seine Gelegenheit, nichts kann sie ihm rauben und er lacht leise vor sich hin bei dem Gedanken, daß es Fanatiker gibt, welche behaupten, „Zufriedenheit sei besser als Reichthum“, wobei sie außer acht lassen, daß man ein Philosoph sein muß, um in der Armut zufrieden zu sein, daß aber ein einfacher Mensch, der, wie die meisten, kein Philosoph ist, auch mit Reichthümern zufrieden sein kann.

Bezüglich des Charakters der jungen Dame vor ihm hatte Barnes die unbestimmte Vorstellung, daß er vollkommen sein müsse, aber er war jetzt schon so von ihr eingenommen, daß er selbst einen Fehler in einen schönen Zug verdreht haben würde. Er weiß nicht, daß in ihrem Wesen etwas Angestümes liegt, was einen sorgfältigen Beobachter wohl auf den Gedanken zu bringen vermöchte, daß Miß Anstruther sich von einem edlen Trieb auch zu weit fortreißen lassen könne, und daß sie einen Geist hat, der, noch ehe die Alarmtrompete geschmettert hat, leicht zu den Waffen greift, um für Ideen zu kämpfen, über die sie sich ihre Meinung ohne sehr tiefe Ueberlegung, aber mit inniger und entschlossener Ueberzeugung gebildet hat.

Für jetzt bemerkte Barnes, daß das Angesicht seines Engels einen unzufriedenen Ausdruck trug, und daß er, der Engel, mit seinen himmlischen Füßchen den Boden sehr ungeduldig klopfte. Mit dem Kleinmuth eines Verliebten bildete er sich ein, sie sei ärgerlich darüber, daß er in ihre Einsamkeit gedrungen.

Das war allerdings zum Theil wahr. Einem jeden Mädchen würde ich in einem solchen Augenblick die Anwesenheit eines Mannes unangenehm gewesen sein, denn — Miß Anstruthers Fuß war eingeschlafen, und sie wäre gern allein gewesen, um ungestört durch männliche Gesellschaft trampeln, aufstampfen und alles thun zu können, womit man gewöhnlich die Nadeln aus eingeschlafenen Gliedmaßen austreibt.

Nach einer Weile hatten anscheinend auch mildere Mittel Erfolg gehabt, ein Ausdruck friedlicher Abspannung erschien in ihrem Antlitz und sie fing wieder an die Zeitung zu lesen.

Schweigen! — Wie? Wenn er es nun wagte, es durch eine Anrede zu unterbrechen? Allein es hängt zuviel davon ab, wie sie eine solche Annäherung aufnehmen würde, und so beschränkt er sich zunächst darauf, das Mädchen zu beobachten, in der Hoffnung, eine schwache Stelle in dem Panzer des Stolzes zu entdecken, in den sie sich gehüllt hatte. Während er sie so betrachtete, las sie ihre Zeitung, und der Zug rasselte an Melun und einigen kleinen Orten vorbei, ohne daß sie eine Bewegung machte. Endlich schien sie ihre Zeitung beendet zu haben. Sie legte sie hin und holte eine Novelle aus ihrer Handtasche. In diese vertiefte sie sich, anscheinend mit immer steigendem Interesse und in ihrem Gesicht spiegelten sich die Empfindungen und Leidenschaften wieder, welche das Buch schilderte. Barnes konnte sehen, daß es ein Roman der Duida war, und meinte, daß das kaum eine passende Unterhaltung für seine Göttin sei, denn obgleich er selbst die Werke der Duida, wie viele andre Männer, sehr gern las, so war er doch der Ansicht, es wäre besser, wenn alle Verderbtheit in seiner Familie — und er betrachtete das junge Mädchen schon als dazu gehörig — sich auf seine Person beschränkte. Endlich konnte er den Titel erkennen und war beruhigt, er lautete: „Zwei kleine Holzschuhe“, vielleicht die rührendste Geschichte, die je geschrieben worden ist, in der keine Verderbtheit vorkommt, sondern nur Thränen, nichts als Thränen. Einige waren auch dem jungen Mädchen in die Augen gestiegen und erhöhten ihre Lieblichkeit. Jetzt hielt der Zug in Montereau. Hier fürchtete Barnes sie zu verlieren, sie war indes von ihrem

Roman so gefesselt, daß sie nur aufblickte, einen Schaffner herbeirief und ihm sagte: „Bitte, suchen Sie Lady Chartris, die sich in diesem Zuge befindet, und sagen Sie ihr, Miß Anstruther werde auf der nächsten Station zu ihr kommen,“ und dann versenkte sie sich wieder in ihr Buch. Als der Schaffner sich entfernte, segnete Barnes die Erzählungsgabe der Duida, welche ihm noch etwas mehr Zeit zur Lösung seiner Aufgabe verschafft hatte. Der Zug eilte weiter, und nachdem sie ihren Roman beendet und die Thränen, die ihr unbewußt in die Augen gestiegen waren, getrocknet hatte, blickte die junge Dame aus dem Wagenfenster auf die vorbeifliegenden Bilder. Kein Mensch kann sich aber länger als eine Viertelstunde mit einer französischen Durchschnittslandschaft beschäftigen. Mit einem halb unterdrückten Gähnen wandte sie sich bald wieder vom Fenster ab, warf den Hut auf den Sitz, wodurch einige neue Schönheiten enthüllt wurden, und versuchte eine Stelle des Polsters zu finden, welche weicher war als ihre Wange, um diese dagegen zu lehnen und zu schlafen.

Ihr Ausdruck wurde träumerisch und nachdenklich. Sie sah Barnes ruhig an und nach einiger Zeit erschien in ihren Augen ein schwaches Lächeln des Erkennens, welches den jungen Mann hoffen ließ, sie habe die Entdeckung gemacht, daß er das Urbild des Barnes auf der Leinwand sei. In Wirklichkeit entsann sie sich seiner jedoch nur als Mrs. Vavassours lieberlichen, modernen, jungen Don Juans, der vor dem Bilde der Belle Blackwood eine kleine Rolle gespielt hatte, und ihr Blick wurde etwas strenger.

Barnes sah heimlich nach der Uhr. Es war bereits nach zwei. Er muß handeln, jetzt oder nie! In diesem Augenblick schien Miß Anstruther ein plötzlicher Gedanke zu kommen. Sie raffte sich zu neuer Thätigkeit auf, ihre Augen wurden größer und lächelten, als ob sie sich wegen ihres guten Einfalls selbst in Gedanken schmeichelnd auf den Rücken klopfte. Sie richtet sich auf ihrem Sitze auf, ergreift ihre Zeitung wieder — es ist die Morgennummer des „Figaro“ — und studiert sie mit der größten Sorgfalt, Zeile für Zeile, Spalte für Spalte, und vergißt selbst die Anzeigen nicht.

Sie liest das Blatt nicht gerade, aber sie sucht anscheinend mit großem Eifer nach einer bestimmten Notiz in der Nummer, die sie in der Hand hatte.

„Was, zum Teufel, hat sie nur vor?“ dachte der Amerikaner verwundert. „Soll ich mich erbieten, suchen zu helfen?“ Es war indes gut, daß er diesen Gedanken nicht zur Ausführung brachte, denn sie hatte inzwischen die Durchsicht der Zeitung beendet und in ihren Augen war ein Ausdruck sittlicher Entrüstung erschienen, während sie mit einem leisen, spöttischen Lachen einen Blick auf Barnes warf.

„Beim heiligen Georg! Sie erkennt mich wirklich als ihren Schatz auf dem Bild,“ meinte der junge Herr voll Entzücken.

In Wirklichkeit dachte Miß Anstruther, wie unverschämt der moderne junge Don Juan heute morgen im Salon gesunkert hatte, als er öffentlich erklärte, er habe die Adresse der Belle Blackwood im heutigen Figaro gelesen. Da sie das Blatt zur Hand hatte und die Zeit ausgefüllt werden mußte, war es ihr in den Sinn gekommen, es durchzusehen, um festzustellen, ob der junge Herr da drüben seine etwas kompromittierenden Kenntnisse wirklich aus der allgemein zugänglichen Quelle geschöpft habe. Das hatte sie gethan und der Erfolg war für Don Juans Ansehen in Bezug auf Sittlichkeit, wie auf Wahrheitsliebe gleich vernichtend.

Ermutigt durch seine schmeichelhaftere Ansicht über die Ursachen des Verhaltens seiner Zauberin und, da die Zeit, wo sie Donnerre, den nächsten Haltepunkt, erreichen mußten, nahe heranrückte, verzweifelt begierig, seine Sache vorwärts zu bringen, versuchte Barnes, so gut es gehen wollte, die Haltung des Barnes auf dem Bilde anzunehmen und seinem Gesicht den Ausdruck teilnehmenden Schmerzes zu geben. Allein dies hatte eine furchtbare Wirkung auf das junge Mädchen. Es errötete und rückte ängstlich auf seinem Sitze hin und her, denn es hielt ihn jetzt für leicht angetrunken. Durch die Wirkung, welche er unverkennbar hervorgebracht hatte, noch zuversichtlicher gemacht und von dem Wunsche beseelt, den süßen Wohlklang ihrer Stimme wieder einmal zu hören — denn es waren jetzt vier Stunden vergangen,

seit sie zuletzt im Salon innerhalb seiner Hörweite gesprochen hatte — fragte Barnes, als sie die Zeitung niederlegte: „Wollen Sie mir gütigst gestatten, ihren Figaro durchzusehen, Miß? Ich habe die heutige Morgennummer noch nicht gesehen.“

Ihre Antwort war kalt wie ein Eisberg und voll Verachtung, wie wenn ein Heiliger einen Sünder anredet: — „Gewiß!“

Bei diesem einen Wort reichte sie ihm die Zeitung mit derselben anscheinenden Gleichgültigkeit, mit der sie sie in einen Briefkasten geschoben haben würde.

„Besten Dank,“ murmelte der errötende Barnes, dem plötzlich einfiel, daß seine Worte — wenn sie sich seiner überhaupt erinnerte — ihn selbst Lügen strafte. Er fühlte sich bedrückt und unbehaglich, verbarg sich hinter der Zeitung und suchte sich den Anschein zu geben, als ob er sie läse, obgleich er für den Augenblick nicht eine Zeile zu sehen vermochte.

Die junge Dame wandte sich wieder von ihm ab und sah zum Fenster hinaus, wobei sie dachte, was für ein schlauer Betrüger der Mensch da drinnen sei und daß ihr tapferer Bruder Seemann zu stolz gewesen sein würde, unter denselben Umständen eine so greuliche Lüge auszusprechen. Darin irrst du dich indessen, liebe Enid. Dein tapferer Bruder Seemann würde unter denselben Umständen eine ebenso greuliche Lüge ausgesprochen haben, wenn er schlau genug gewesen wäre, gleich eine zur Hand zu haben. Aber Frauen haben nun einmal eine gewisse Art, diejenigen zu vergöttern, die von ihnen geliebt und für besser gehalten werden, als andre Männer, und wenn das nicht so wäre, so würden nur wenige von uns Aussicht haben, sich ihre Achtung zu bewahren.

Während Barnes ihren schönen, aber wenig verheißenden Rücken betrachtete, erinnerte er sich plötzlich daran, daß sie ihre Reisegeellschaft auffuchen werde, sobald sie Tonnerre erreichten, und dann war seine Gelegenheit für immer dahin. Aber er wollte ihr weiter folgen. Er holte sein Taschenbuch hervor und fand, daß er etwa tausend Franken in Banknoten und außerdem seinen Kreditbrief bei sich hatte. Die

Geldfrage brauchte ihm also keine Sorge zu machen, und er konnte seinem Diener telegraphieren, ihm mit dem Gepäck nachzukommen. Aber es wurde ihm auch klar, daß er einen bestimmten Plan verfolgen mußte, wenn er gewinnen wollte, und er begann sich diejenigen ins Gedächtnis zurückzurufen, welche im Kampf der Liebe gesiegt hatten, und darüber nachzudenken, welchen Nutzen er aus ihren Erfahrungen ziehen könne. Er entsann sich, daß der beim schönen Geschlecht erfolgreichste Mann, den er je gekannt, einmal seine Gedanken über diesen Gegenstand in die Worte zusammengefaßt hatte: „Das Weib, welches besiegt, verachtet, das Weib, welches besiegt wird, liebt!“

Barnes beschloß also, daß er Miß Anstruther besiegen will, aber nun kam die Frage, wie? Während er noch nach einer Lösung suchte, fuhr der Zug langsamer und hielt bald darauf still.

„Tonnerre!“ rief der Schaffner.

Bis jetzt war Barnes seinem Ziel noch nicht um einen Schritt näher gekommen, hier aber erwartete ihn ein unvorhergesehener Glücksfall.

Sobald der Schaffner die Wagenthür öffnete, fragte ihn die junge Dame hastig in einem Französisch, das nur sehr wenig fremden Accent hatte: „Haben Sie meine Bestellung an Lady Chartris ausgerichtet?“

„Nein, Mademoiselle.“

„Und weshalb nicht?“ fragte sie befremdet und in etwas gebieterischem Ton.

„Ich habe sie nicht finden können.“

„Dann thun Sie es sofort!“ antwortete die junge Dame ungeduldig. „Lady Chartris ist Engländerin. Wenn Sie sie gefunden haben, kommen Sie zurück und führen mich zu ihr.“

Der Beamte berührte seine Mütze und entfernte sich, während Enid ihr Handtäschchen aus dem Neze nahm, ihr Kleid glättete und sich bereit machte, Mr. Barnes aus den Augen zu schwinden. Begierig, noch ein Wort von ihr zu hören, ehe sie ihn verließ, konnte sich der Amerikaner nicht enthalten, zu sagen: „Verzeihung, Miß, hier ist Ihre Zeitung.“

Abermals war ihre Antwort eine Enttäuschung: „Ich brauche sie nicht mehr, bemühen Sie sich nicht weiter darum.“

Im nächsten Augenblick stand der Schaffner wieder an der Wagenthür und sagte achtungsvoll: „Mademoiselle, die Dame, von der Sie sprachen, ist nicht im Zug.“

Ein Ausdruck der Bestürzung erschien in dem Gesicht des Mädchens, allein es faßte sich rasch und rief aus: „Unmöglich! Sie wird Ihre Frage nicht verstanden haben. Sie bildet sich ein, das Französische vollkommen zu sprechen und zu verstehen, aber Ihr bretonischer Accent wird ihr doch wohl zu viel gewesen sein.“

Die Anspielung auf seinen Dialekt schien dem Manne nicht sehr zu gefallen, denn er erwiderte kurz: „Sie ist bestimmt nicht im Zug.“

„Aber sie muß! Sie darf nirgends anders sein. Sie haben doch den Namen richtig verstanden? Lady Chartris! Sie ist Engländerin, dick und etwa fünfzig und hat drei Kinder bei sich, einen Jungen in Kniehosen und Strümpfen und zwei Mädchen — eins so groß“ — die junge Dame deutete mit der Hand die Größe an, — „und das andre einen Fuß kleiner, und zwei Dienerinnen, eine davon ist mein Mädchen — fragen Sie nochmal!“ Der Schaffner verschwand.

Die Beschreibung, welche Enid von Lady Chartris gegeben hatte, erweckte eine neue Hoffnung in Barnes, denn er ahnte, daß es die dicke Dame mit den drei Kindern sei, welche in Paris vergeblich versucht hatte, noch in den Zug zu gelangen, und diese Ahnung wurde zur Gewißheit, als der Eisenbahnbeamte zurückkehrte und verkündete: „Es ist keine Frau mit drei Kindern im Zug.“

Bei diesen Worten flog ein leichtes Zittern der Besorgnis über die Gestalt des jungen Mädchens. „Das kann nicht sein!“ rief es aus. „Sie würde es nicht wagen, mich allein zu lassen. Helfen Sie mir heraus, ich will selbst nachsehen.“

Als sie aus dem Wagen stieg, sagte der Schaffner, dem ihre Verlegenheit nahe ging, höflich: „Ich will diesen Platz für Sie frei halten, denn die andern Wagen sind alle

befetzt, und ich weiß ganz gewiß, daß die Dame, die Sie suchen, nicht im Zug ist.“

Ohne seine Worte zu beachten, eilte das Mädchen davon, aber während diese Scene sich abspielte, hatte Barnes darüber nachgedacht, wie er die Kälte der jungen Dame überwinden könne, und er hatte sich dazu entschlossen, sie auszuhungern. Er hatte in Indien gesehen, wie wilde Tiere durch Hunger gezähmt werden, und etwas Hunger, meinte er, werde auch seiner Sache bei Miß Anstruther vorwärts helfen. „Je schlechter es ihr geht, um so besser für mich,“ sicherte er vor sich hin.

Die Aufgabe, welche nun vor ihm lag, bestand darin, es dem jungen Mädchen, welches Verstand und wahrscheinlich auch Geld genug besaß, unmöglich zu machen, etwas zu essen zu bekommen, bis sie genötigt war, seine Hilfe in Anspruch zu nehmen. Bis Lyon waren noch sieben Stunden und während dieser Zeit wurde nur zweimal gehalten: in Dijon und in Macon. Er betrachtete den Schaffner und war der Ansicht, die Lösung gefunden zu haben.

Inzwischen war der Gegenstand seiner Bemühungen zurückgekehrt mit dem Ausruf: „Was soll ich anfangen? Die schreckliche alte Frau“ — sie war ärgerlich und aufgeregte — „ist wirklich nicht da! Wann kommt der Zug in Lyon an?“

„Um zehn Uhr fünfzehn.“

„Wie lange dauert's, bis der nächste Zug von hier nach Paris zurückgeht?“

Barnes Herz schlug heftig und er sprang hastig aus dem Wagen, um gleichfalls nach Paris zurückzukehren.

„In etwa dreiviertel Stunden.“

Sie sah nach der Uhr, es war fast ein Viertel nach drei. „Ein Schnellzug?“ fragte sie.

„Nein, ein Lokalzug, kommt um zehn Uhr abends in Paris an.“

Nach einer kurzen Pause des Nachdenkens fuhr sie fort: „Sehen Sie zu, ob ein Telegramm für Miß Anstruther im Bureau liegt,“ und um ein Mißverstehen ihres Namens zu vermeiden, gab sie dem Schaffner ihre Karte.

Der Mann nahm diese, kehrte aber fast augenblicklich zurück und sagte: „Kein Telegramm!“

„Wann geht der nächste Zug nach diesem von Paris nach Lyon ab?“

„Um zwölf Uhr zwanzig.“

„O, dann ist sie also nur eine Stunde hinter mir,“ rief Enid voll Freude, „und sie wird mich in Lyon einholen. Ich werde weiterfahren,“ und damit stieg sie wieder in den Wagen.

Der Schaffner verstand nur teilweise, was sie sagte, denn noch ein anderer Reisender hatte mit ihm gesprochen. Barnes wußte, daß der Zwölfuhr-Zug ein Bummelzug war, der überall so lange anhielt, als ob die Maschine ausgebeßert werden müsse, und erst am nächsten Morgen in Lyon eintraf. Er wußte auch sehr wohl, daß es seine Pflicht gewesen wäre, Miß Anstruther dies mitzuteilen, aber ebensogut wußte er, daß er die beste Aussicht hatte, sich die Freundschaft der jungen Dame zu erwerben, wenn sie in eine Lage kam, wo sie eines Freundes bedurfte, und das würde heute abend in Lyon sein. Sein Gewissen brachte er mit dem schlimmen Grundsatz zum Schweigen: „Im Krieg und in der Liebe sind alle Mittel erlaubt.“ Als er die Sachlage von diesem Gesichtspunkt aus überschaut hatte, begab er sich zunächst nach der Fahrkartenausgabe und kaufte sechs Karten für die noch freien Plätze seiner Abteilung, dann suchte er den Schaffner und hielt ihm schweigend ein Zwanzigfrankenstück hin, wobei er Sorge trug, daß er von Miß Anstruther nicht gesehen werden konnte. Der Beamte steckte das Geld lächelnd ein und fragte: „Was kann ich für Monsieur thun?“

„Sorgen Sie dafür, daß niemand weiter in meine Wagenabteilung kommt,“ antwortete Barnes rasch. „Ich habe die Karten für die andern Plätze“, er zeigte sie dem Mann. „In Dijon erwartet mich ein Abendbrot. Wenn die junge Dame entweder in Dijon oder in Macon aussteigen will, um zu essen, sagen Sie ihr, es sei keine Zeit.“

„Aber wenn sie darauf besteht, auszustiegen?“

„Dann er bieten Sie sich, ihr zu bringen, was sie wünscht.“

Sie ist allein und wird Ihr Anerbieten annehmen, aber Sie dürfen es dann nicht thun. Sowie sie merken läßt, daß sie hungrig ist, reichen Sie mir mein Abendessen herein, ich wünsche, daß sie meine Gastfreundschaft annimmt.“

„Aha,“ meinte der Schaffner, „Monsieur sind épris von Mademoiselle.“

„Bis über die Ohren!“ und um es zu beweisen, holte Barnes ein zweites Zwanzigfrankenstück hervor und sagte: „Machen Sie Ihre Sache gut, dann bekommen sie dies — in Lyon.“

„Ich werde mich in Lyon melden,“ erwiderte der Mann.

Barnes wußte, daß die Sache nun geordnet sei, und ging eilig nach dem Telegraphenbureau, wo er ein Telegramm an ein bekanntes Restaurant in Dijon aufgab.

Während dieses Aufenthalts in Tonnerre waren zwei Männer auf dem Bahnsteig auf und ab gegangen und hatten Barnes und das junge Mädchen beobachtet, dann war ersterem einer von ihnen in das Telegraphenbureau gefolgt und hatte ein Telegramm mit der Adresse:

Graf Musso Danella, Paris,

abgesandt. Barnes eilte nach dem Zuge zurück, der im Begriff war, sich wieder in Bewegung zu setzen. Als er in den Wagen stieg, meinte Enid wilden Triumph in seinen Augen zu lesen und sie dachte mit Schaudern: „Er ist ganz gewiß betrunken!“ und das war er auch — trunken vor Glück, denn er weiß, daß er jetzt seinen Engel für sechs kurze Stunden für sich hat.

Achtes Kapitel.

Besiegt.

Diese eigentümliche Täuschung der jungen Dame beeinflusste natürlich ihr Benehmen gegen ihn. Miß Anstruther war jetzt kalt wie ein Eisberg, denn sie wußte, daß sie allein und schutzlos war.

Als der Amerikaner bemerkte, daß jeder zufällige Blick,

der sie traf, sie veranlaßte, sich sofort abzuwenden, dachte er ärgerlich: „Ob sie mich für gemein genug hält, daß ich aus ihrer Verlassenheit Nutzen ziehen und ihr zu nahe treten könnte? Beim Himmel! Wenn es irgend ein Mensch wagte, sich dem Engel in einer unverschämten Weise zu nähern!“ und bei dem Gedanken knirschte er mit den Zähnen und dann — so thöricht widerspruchsvoll macht die Liebe — wünschte er beinahe, daß irgend ein unglücklicher Franzose seine Göttin beleidigen möchte, damit er über ihn herfallen, ihn prügeln und schließlich aus dem Wagenfenster werfen und sich im allgemeinen in der Verteidigung des Mädchens, dem er durch Hunger zu einer besseren Bekanntschaft mit seinen Tugenden verhelfen will, zum Helden machen könne.

Der Gegenstand seiner zarten Sorge hatte inzwischen seine Duida wieder hervorgeholt und versuchte seine Aufmerksamkeit auf eine andre kleine Erzählung zu richten, aber anscheinend gelang ihr dies schlecht, und sie fing an unruhig zu werden. Sie legte das Buch nieder und sah nach der Uhr.

„Hm! Sie fängt an ungeduldig über etwas zu werden,“ dachte Barnes, für den sie jetzt ein Gegenstand psychologischer Studien war, „ob's wohl Hunger ist?“

Indessen lehnte sich Miß Anstruther aus dem Fenster und blieb in dieser Stellung so lange, daß ihr Bewunderer auch ungeduldig wurde, denn er fühlte sich nicht mehr glücklich, wenn er ihr Gesicht nicht sah. Aber ewig konnte das doch nicht dauern. Sie griff wieder nach ihrer Handtasche und holte ein Bündel alter Briefe hervor, die sie zu lesen begann. Da er wahrnahm, daß die Handschrift die eines Mannes war, fragte sich Barnes, wer der Schreiber wohl sein mochte, und er haßte den Mann. Dann sah sie wieder nach der Uhr, diesmal etwas erregt, und dann steckte sie ihre Briefe wieder fort, wischte die Fensterscheibe mit ihrem Taschentuch ab und schaute hinaus, aber nur einen Augenblick. Sie war augenscheinlich nervös, spielte mit ihrem Armband und verriet eine sich rasch steigende Ruhelosigkeit. Nach einem abermaligen Blick auf ihre Uhr griff sie wieder zu ihrem Handtäschchen. Barnes fürchtete, sie suche nach Ruchem oder irgend etwas andrem Eßbarem, was Frauen bei

solchen Gelegenheiten bei sich führen, und er fühlte sich demnach erleichtert, als er sah, daß sie ein Fahrplanbuch herausnahm und studierte, wobei sie mit gefalteter Stirn einen kleinen goldnen Bleistift gedankenlos zwischen den Lippen hielt. Sie schien nicht zu finden, was sie suchte, denn jetzt war sie anscheinend im Begriff ihn anzureden, — aber sie hielt plötzlich inne und begann mechanisch Knoten in ihr Taschentuch zu knüpfen, so daß Barnes zu fürchten anfang, sie habe keinen Hunger oder sie sei ein weiblicher Dr. Tanner.

Seine Unruhe wurde aber sehr bald beschwichtigt, denn jetzt hörte er ihre Stimme, etwas zögernd und erregt, aber sehr süß: „Entschuldigen Sie, mein Herr, haben Sie diese Strecke schon bereist?“

„Sehr oft,“ erwiderte Barnes. Seine Stimme sagte ihr, daß er nüchtern sei, und sie faßte Mut.

„Kommen wir bald nach Dijon?“

„Wenn nichts Ungewöhnliches vorfällt, in fünfzehn Minuten,“ antwortete er, nach der Uhr sehend.

„Hält der Zug dort lange genug, — daß man etwas genießen kann?“ fragte sie nun zaghaft.

„Manchmal,“ antwortete der Amerikaner, kaum im stande, seine Freude zu verbergen, da er merkte, daß der Hunger bei Miß Anstruther die Oberhand gewann. „Da Sie allein sind,“ fuhr er fort, „wäre es besser, wenn Sie den Schaffner fragten. Er kann Ihnen alles bringen, was Sie wünschen,“ und er hielt sich für einen kleinen Machiavelli.

„Danke bestens!“ In der Stimme des jungen Mädchens lag so viel Dankbarkeit, daß Barnes sich für seine Grausamkeit die Zunge hätte abbeißen mögen, denn sie sah jetzt ganz blaß und erschöpft aus. Aber er entschuldigt seine Herzlosigkeit mit dem Gedanken, wie seinem Schatz das Essen schmecken wird, — wenn sie etwas bekommt. Und als er das ungeduldige und hungrige Aussehen der Dame gewahrt, kommt ihm die Erinnerung, daß sie kein Frühstück gehabt, und er ahnt, daß er und der Schaffner in Dijon sehr aufpassen müssen, denn Miß Anstruther wird während der zwanzig Minuten, die sie angesichts des Speisesaales halten werden, gewiß verzweifelte Anstrengungen machen, etwas zu

essen zu bekommen. „Gewalt können wir nicht anwenden, also müssen wir unsre Zuflucht zur List nehmen — aber es wird schwer genug werden.“ Während er dies dachte, kamen die Lichter von Dijon in Sicht, denn es war inzwischen fast dunkel geworden.

In dem Augenblick, wo der Zug zum Stehen gebracht war, winkte das Mädchen dem Schaffner. Der brave Mann that jedoch so, als ob er sie nicht sähe, und öffnete zunächst die Thüren aller andern Wagen — dann verschwand er und lief der Lokomotive zu, als ob ihn dort jemand gerufen hätte. Nach einiger Zeit kehrt er zurück, tritt aber in das Telegraphenbureau, kommt wieder heraus und thut so, als ob er in einem andern Wagen verlangt würde, und spricht mit den Leuten darin. Während dieser Zeit waren die meisten Reisenden ausgestiegen und nach dem Speisesaal gegangen. Dieser Anblick hatte das junge Mädchen ungeduldig gemacht und sie klopfte nun ärgerlich ans Fenster. Nun scheint der Schaffner sie endlich zu bemerken und kommt langsam herbei, um die Thüre zu öffnen. Barnes ist entzückt von ihm, denn schon sind fast zehn Minuten verstrichen.

„Warum haben Sie diese Thüre nicht gleichzeitig mit den übrigen geöffnet?“ fragte die junge Dame scharf, denn sie war mit Recht ärgerlich.

„Ich wurde nach der Lokomotive gerufen.“

„Was haben Sie mit der Lokomotive zu schaffen?“

Barnes lachte innerlich. Erid verschwendete mit ihren Fragen die kostbare Zeit und arbeitete ihm in die Hände. Aber der Hunger brachte sie rasch zum Geschäft des Augenblicks zurück. „Bringen Sie mir etwas zu essen.“

„Auch zu trinken?“

„Natürlich, Thee oder Kaffee — eins von beiden.“

Der Mann zögerte und begegnete Barnes' Augen, und da er darin zwanzig Franken zu entdecken glaubte, sagte er: „Gewiß, Mademoiselle, es ist noch Zeit genug. Was wünschen Sie? Ich will die Speisefarte holen.“ Damit lief er fort und es verging eine geraume Zeit, ehe er wieder kam.

„Ein gedrucktes Menü ist nicht vorhanden,“ sagte er, „aber sie haben alles,“ und nun begann er langsam und

mit Ueberlegung, sich häufig verbessernd, eine lange Liste herzusagen, die alles zu enthalten schien, was man in Paris auf dem Markt haben kann.

„Bringen Sie mir irgend etwas, aber rasch,“ schnitt Miß Anstruther diese lange Litanei kurz ab.

Er entfernte sich und sie zog die Handschuhe aus, wodurch ein paar reizende weiße Händchen mit Grübchen auf den Knöcheln enthüllt wurden, und bereitete sich auf das zu erwartende Abendbrot vor. Aber nachdem sie Zeit genug gehabt hatte, aufs neue ungeduldig zu werden, kam der Schaffner nochmals zurück und entrüstete sie durch die Frage: „Wünschen Mademoiselle etwas Warmes oder Kaltes?“

„Warm oder kalt, einerlei, nur rasch!“

Wieder verschwindet er. Barnes sieht nach der Uhr, es sind nur noch acht Minuten.

Fünf davon gehen hin — Enid klopft den Boden ärgerlich mit ihrem Fuß, die andern Reisenden kommen aus dem Speisesaal wieder heraus und nehmen ihre Plätze ein. Der Anblick versetzt die hungrige Schönheit in Verzweiflung. Schon ist sie im Begriff, aus dem Wagen zu springen, um zu versuchen selbst etwas zu erobern, als Barnes durch einen leisen Freudenschrei überrascht wird und zu seinem Entsetzen sieht, wie sich der Schaffner seinen Weg durch das Gedränge bahnt, gefolgt von einem kleinen Kellner mit einem Theebrett, welches mit Speisen, die für ein halbes Duzend Hungrige genügt hätten, beladen ist. Er murmelt einen unterdrückten Fluch vor sich hin, daß der Mann ihn im letzten Augenblick noch verrät. Jetzt haben sie den Wagen fast erreicht, das junge Mädchen streckt, mit einem Lächeln der Befriedigung auf dem Antlitz, ihre Hände aus, der Kellner eilt vorwärts, um ihr das Theebrett zu reichen, da — stolpert er unglücklicherweise über den Fuß des Schaffners, stürzt der Länge nach auf den Perron, und Miß Anstruthers letzte Hoffnung auf ein Abendessen ist unwiderruflich dahin! Sie stößt einen beinahe verzweiflungsvollen Schrei aus und ist im Begriff, aus dem Wagen zu springen, um nach dem Speisesaal zu fliegen, allein der Schaffner schlägt ihr die Thüre vor der Nase zu.

„Macon ist das nächste Büffett,“ sagt er dabei und ruft dann laut: „Alles fertig!“ Dann macht er sich daran, mit großer Ueberlegung die andern Thüren zu schließen, denn es sind noch volle zwei Minuten, ehe der Zug wieder abfährt.

Als dies endlich geschah, führte er eine sehr hungrige und sehr zornige junge Dame in der dritten Abteilung des letzten Wagens mit sich, welche in mitleiderregendem Tone flüsterte: „Der Dummkopf! Mich zuerst einzuschließen! Er hätte mir wenigstens die Möglichkeit lassen sollen, ein belegtes Brötchen zu erwischen!“

Jetzt aber stieg eine furchtbare Besorgnis in Barnes auf. Wie? Wenn sein bestelltes Abendbrot nicht im Zuge sein sollte? Bei diesem Gedanken fing er selbst an Hunger zu fühlen, wodurch seine Teilnahme für das junge Mädchen natürlich nur erhöht wurde. Ob sie wohl ein verlängertes Fasten, bis nach zwei und einer halben Stunde Macon erreicht wurde, aushalten könnte, falls seine Hinterlist ein solches Unglück herbeigeführt hatte, fragte er sich, denn er sah, wie Enids kleine Hand vor Zorn oder Hunger, oder beidem zitterte und daß Thränen der Enttäuschung in ihren schönen Augen standen.

Auf der nächsten Station wurde er jedoch von dieser Sorge befreit. Der Zug hielt eine halbe Minute und während derselben öffnete der Schaffner die Thüre und schob einen großen Korb herein. Als er das that, verbreitete sich über Miß Anstruthers Antlitz ein strahlender Ausdruck. „Endlich bringen Sie mir etwas,“ rief sie, „wie hübsch!“ und dabei streckte sie die Hände aus.

Allein der Schaffner wies sie zurück und sagte nachdrucksvoll: „Für Monsieur! Telegraphisch bestellt! Die Rechnung!“ und händigte diese Mr. Barnes ein. Dieser zahlte mit Hinzufügung eines kleinen Trinkgeldes für den Mann und gleich darauf rasselten sie weiter, das Abendessen in dem Korbe zwischen ihren Füßen.

Das abermals getäuschte Mädchen war auf dem Sitz zusammengesunken. Sie machte eine große Anstrengung, ruhig auszusehen, aber ihre Augen wanderten immer wieder mit sehnsüchtigem, begehrlieh-nachdenklichem Ausdruck nach

dem Korbe. Ein Blick auf sie genügte. „Sie ist hungrig wie ein Wolf — sie wartet nur auf eine Einladung,“ denkt Barnes und sagt dann höflich: „Gestatten Sie mir, die Dummheit des Schaffners wieder gut zu machen. Ich habe genug für zwei, bitte, nehmen Sie einen Teil meines Abendbrotes an, Miß.“

Enttäuschung und Erstaunen! Miß Anstruther entgegnete kalt, wenn auch mit einem durch den Kampf mit sich selbst verursachten Zögern: „Ich danke Ihnen, ich bin nicht sehr hungrig!“ Sie war nicht Thörin genug, sich Fasten aufzuerlegen, wo Ueberfluß ihr zu Gebote stand, und sie war schon im Begriff, seine Einladung anzunehmen — als ein unbestimmtes Etwas in der ganzen Sache — was es war, hätte sie selbst nicht sagen können — sie mißtrauisch machte, vielleicht war der Schaffner zu plump gewesen, vielleicht war es Instinkt, genug, sie war mißtrauisch und deshalb lehnte sie ab.

„Das ist wahrscheinlich die größte Lüge, die mein Engel jemals gesagt hat,“ schlußfolgerte Barnes, als er mit der überredendsten Miene erwiderte: „Aber Sie sind ein bißchen hungrig, ich glaube, ich kann Sie verlocken.“

Allein bei diesen Worten nahmen die Züge der jungen Dame den Ausdruck größter Freude an und sie versteinerte Barnes durch die erstaunlichen Worte: „Nochmals besten Dank, es fällt mir eben ein, ich habe reichlich zu essen bei mir.“

Mit diesen Worten nahm sie ihr Täschchen zur Hand, versenkte diese bis auf den Boden desselben und fischte eine weiße Papierdüte heraus, bei deren Anblick Barnes ein sehr langes Gesicht machte, denn man sah sofort, daß sie von einem Konditor kam.

Der arme Kerl hatte in diesem Augenblick Lust, seinen ungeöffneten Korb zum Fenster hinauszuzwerfen. „Was für ein Esel war ich,“ dachte er, „anzunehmen, daß ein Mädchen jemals ohne Süßigkeiten reise. Es ist etwa ebenso dumm, als wenn jemand glauben wollte, ich hätte keine Cigarren in der Tasche.“ Dabei fühlte er danach und erinnerte sich mit einer gewissen traurigen Sehnsucht, daß es auch Abteilungen für Raucher gibt und daß er sein geliebtes Kraut

jetzt über acht Stunden entbehrt hat. Alles um dieses Mädchens willen, das anscheinend lieber Hungers stirbt, als daß es ein Stück Brot von seiner Hand annimmt.

Ein Rascheln von Papier kam aus Miß Anstruthers Ecke und er blickte nach ihr hinüber. Sie hatte die Düte geöffnet, die voll Bonbons zu sein schien, und nahm ein Stück zerknitterten Papiers nach dem andern heraus, und bei jedem Stück wurden ihre Augen größer vor überraschter Enttäuschung. Endlich kam sie zum letzten und brachte zwei erbärmliche Gummibonbons zum Vorschein und eine Karte, auf der einige Worte standen. Die Bonbons verschwanden sofort in ihrem Munde, denn selbst in diesem Augenblick abermals getäuschter Hoffnung war sie nicht im stande, diesem Bissen zu widerstehen. Sie las die Karte und rief erzürnt: „Die böshafte Schlange!“ Dann stieß sie einen langen hoffnungslosen Seufzer aus, der beinahe mit einem Schluchzen endete und Barnes toll vor Sehnsucht machte, sie zu trösten. Aber er überwand sich, und seinen Korb öffnend, verzehrte er etwas Gänseleberpastete mit sehr viel Vergnügen, denn er war nun ganz sicher, daß Miß Anstruther sehr bald an seinem Mahle teilnehmen werde.

Bei dem etwas trüben Schein der Wagenlampe konnte er sehen, wie die junge Dame seine Freude an der Mahlzeit mit einer traurigen gedankenvollen Sehnsucht beobachtete, und er dachte schadenfroh: „Sie soll binnen kurzem Bettelbrot essen, d. h. Gänseleberpastete!“ Nach einer Weile machte sie eine Anstrengung, als ob sie sprechen wolle, sie zügelte sich aber mit der Kraft der Verzweiflung und eine einzelne stumme Thräne rollte über ihre Wange. Nun konnte es Barnes nicht länger ertragen. Noch einmal bietet er ihr Gelegenheit und er thut es in der ritterlichsten Weise.

„Es wäre besser, wenn sie sich anders besännen, Miß, Eisenbahnfahren macht hungrig. Wollen Sie mir nicht gestatten, Ihnen von meinem Ueberfluß mitzuteilen?“

„Mit Vergnügen!“

„Also sind Sie hungrig?“

„Gräßlich!“ stößt sie mit einem schwachen Versuch zu lachen hervor und im nächsten Augenblick befindet sie sich

im Lande des Ueberflusses. Sie weiß nicht, wie es gekommen ist, es ist ihr, als ob sie den Genius mit der Zauberlampe angerufen hätte — auf ihrem Schoß ist eine Serviette ausgebreitet, ihr Teller ist mit allem bedeckt, was sie am liebsten ißt, und Mr. Barnes ist als dienender Geist thätig. Sie sagte ihm das und er erwiderte lachend: „Dann sind Sie der kleine Aladin, aber wenn ich mich des Märchens aus tausend und einer Nacht recht entsinne, so hätte der kleine chinesische Nichtsnuz seine Lampe schon eine halbe Stunde früher reiben und sich etwas zu essen verschaffen können, — meinen Sie nicht, es wäre richtiger, wenn ich Aladin, der Schaffner der Genius und Sie die Prinzessin von China vorstellten, die so stolz und schön war?“

Miß Anstruther errötete leicht bei diesem kühnen Vergleich. Sie erinnerte sich, daß die Prinzessin Aladin heiratet, aber sie sagte nichts, da sie mit einem Appetit, der durch die gezwungene Enthaltbarkeit gesteigert war, ihren hübschen Mund mit den Erzeugnissen der Kochkunst erfreute, „einhaut, wie ein Engel nach den Fasten,“ wie es Barnes bei sich mit Entzücken nannte.

„Thee oder Kaffee kann ich Ihnen natürlich nicht anbieten,“ entschuldigte er sich, „aber etwas Chablis wird Ihnen besser sein als alles derartige Gebräu — Sie sehen ganz blaß aus.“

Und das war in der That der Fall, aber ihre Farbe kehrte jetzt allmählich zurück.

„Ich fürchte, ich beraube Sie.“

„O, ich habe reichlich! Ich habe Abendessen für zwei bestellt,“ sagte er unvorsichtig.

„Für zwei —?“ entgegnete sie etwas betroffen. Barnes verbarg sein Gesicht in dem Korb, als ob er nach etwas suche. „— Wahrhaftig! Zwei Teller, zwei Paar Messer und Gabeln, zwei Weingläser — wie sonderbar!“

„Ich habe einen so furchtbaren Appetit, wissen Sie,“ brachte er, verzweifelt stotternd, hervor.

„Dann beweisen Sie es,“ lachte sie, „bis jetzt haben Sie doch nicht das Geringste gegessen!“

Und so sah sich Barnes genötigt, mit ihr gemeinsam

zu speisen, was sehr angenehm war, da er in der That einen rechtschaffenen Hunger hatte. Als er ihr ein Glas Burgunder reichte, durchzuckte es ihn wie ein elektrischer Schlag, denn zum erstenmal waren sich ihre Hände zufällig begegnet. Die junge Dame trank und, ob es der Wein war oder etwas andres, ihr Gesicht hatte alle seine verlorene Farbe wiedergewonnen.

In Barnes' achtungsvollem Benehmen lag etwas, was rasch ihr Vertrauen gewann, und da Enid Anstruther nie etwas halb that, so sagte sie, als er Champagner vorschlug, der wie er wußte in der Regel bei Damen beliebt ist, einfach: „Ich werde alles annehmen, was Sie wünschen.“

Nun häufte der dankbare Barnes Warmhausweintrauben, Bonbons und andre Süßigkeiten auf ihren Teller, an denen Männern gewöhnlich nicht viel liegt, die Damen aber lieben. Nachdenklich betrachtete sie diese Leckerbissen. „Wenn das Ihre Eisenbahnmahlzeit ist,“ meinte sie, „was für ein Sybarit müssen Sie zu Hause sein! Man sollte meinen, sie hätten Gesellschaft erwartet!“

Der junge Mann wandte diesen gefährlichen Ausfall durch die Antwort ab: „Und Sie müssen gerade das Gegenteil sein, Sie bilden sich ein, Sie könnten eine zehnstündige Reise mit zwei kleinen Gummibonbons machen.“

„O, diese grausame Enttäuschung!“ erwiderte sie. „Jetzt kann ich darüber lachen, aber vor einer halben Stunde hätte ich sie vernichten können. Maud Chartris ist mit ihren zwölf Jahren ein Vielfraß und liebt boshafte Scherze. Sie ist über meine Tasche gegangen und hat mir all mein Zuckerwerk weggeessen, es durch Papiertugeln ersetzt und mir ihre Karte gelassen. Sie reichte Barnes ein viereckiges Stück Kartonpapier, auf welchem in der Handschrift eines Kindes stand:

„Dies soll uns quitt machen, weil Du Mama gesagt hast, ich hätte die Katze mit dem Schwanz an den Kronleuchter gehängt. Du bist selbst eine Katze!

Maud.“

„Ein süßes Kind! Ich bete es an!“ entgegnete Barnes, der an den Dienst dachte, den dieses „enfant terrible“ ihm geleistet hatte.

„Ich nicht im geringsten, wahrhaftig! Ich werde seiner Mutter diese Karte zeigen und —“ dabei streckte sie ihre Hand danach aus.

„Wenn Sie das thun, werde ich Miß Maud Chartris Süßigkeiten genug schicken, sie auf ein Jahr krank zu machen. Es wäre besser, wenn Sie mir erlaubten, dies zu zerreißen,“ und ohne auf ihre Antwort zu warten, riß er die Karte in Stücke.

„Sie nehmen sich große Freiheiten mit meiner Korrespondenz heraus,“ sagte Miß Anstruther erröthend.

„Zugegeben! Aber bedenken Sie nur, wie dankbar wir beide ihr sein müssen. Sie würden sich mit Ihren Gummibonbons krank gemacht haben, und ich hätte einsam und verlassen da drüben in der Ecke gesessen“ — er saß jetzt neben dem jungen Mädchen — „und alles ist durch die Kage und den Cherub anders geworden. Vergeben Sie dem Engel von einem Kinde.“

„Vor einer Stunde würde ich diesen Engel von Kind sehr unglücklich gemacht haben, aber jetzt“ — sie betrachtete die verlockenden Reste des Abendbrotes — „will ich Maud Chartris vergeben.“

Die Unterhaltung wandte sich nun andern Dingen zu und Miß Anstruther mußte sie geschickt so leiten, daß Barnes Gelegenheit fand, ihr zu sagen, wer und was er war, eine Gelegenheit, die er in einer nicht eben allzu bescheidenen Weise benutzte. Unterdessen betrachtete ihn das junge Mädchen träumerisch und dachte, der Mann, der da so ehrerbietig mit ihr sprach und so gütig gegen sie gewesen war, könne doch wohl nicht so leichtfertig und ruchlos sein, wie Mrs. Davassour glaubte, denn wenn er auch die Adresse des entsetzlichen Frauenzimmers, La belle Blackwood, kannte, so hatte er doch schrecklich gelogen, weil er sich dieser Kenntniß schämte. Wie zwei Verneinungen eine Bejahung ausmachen, so wurde im Geiste derjenigen, an deren Meinung ihm am meisten gelegen war, Barnes' zwei Sünden — die bedenk-

liche Kenntniß und die Lüge — zu einer rechtschaffenen Handlung. So erreichte der Zug Macon, wo das Glück dem unternehmenden Amerikaner wieder lächeln sollte.

Da Miß Anstruther nichts bedurfte, ging Barnes nach dem Telegraphenamt und telegraphierte wegen seines Dieners und Gepäcks. Auf dem Rückweg begegnete er dem Schaffner, der ihn geheimnißvoll-vertraulich angrinste. Er gab ihm die wohlverdienten zwanzig Franken und noch etwas drüber für den Kellner, der ein unfreiwilliger Helfer in der Ausführung des Planes gewesen war und seiner Geliebten letzte Hoffnung auf ein Abendessen vernichtet hatte. Er erteilte ihm den Auftrag, ihm zwei Reisedecken zu besorgen, und zündete sich eine Cigarre an. Als er hierauf zum Wagen zurückkehrte, machte er die Entdeckung, daß die junge Dame nicht dort war. Während er sie an der Thüre erwartete, erschien der Schaffner mit den gewünschten Decken und legte sie in den Wagen. Kaum hatte dieser sich entfernt, als das junge Mädchen, nach dem er in der unsicheren Beleuchtung des Bahnhofes vergeblich ausgeschaut hatte, mit eiligen Schritten auf ihn zu kam und etwas verstört mit unterdrückter Stimme flüsterte: „Zwei Männer verfolgen mich! Warten Sie, bis sie herangekommen sind, und während sie vorbeigehen, helfen Sie mir in den Wagen, als ob Sie mein — mein — Begleiter wären.“

„Selbstverständlich!“ entgegnete Barnes. „Zeigen Sie mir die Schufte.“

„Das sind sie,“ flüsterte das Mädchen. Er sah sich die beiden Männer, die sie verfolgten, sehr genau an und half Enid, während sie vorübergingen, mit einer Aufmerksamkeit beim Einsteigen wie ein junger Ehemann auf der Hochzeitsreise. Sie errötete etwas dabei, aber er kam jeder Bemerkung ihrerseits durch die Frage zuvor: „Nun erzählen Sie mir, was die Kerls Ihnen gesagt oder gethan haben?“

„Nichts! Ich habe nur gehört, wie einer von ihnen zum andern sagte: ‚Behalt‘ die junge Engländerin im Auge, das ist leichter, als auf den männlichen Vogel zu achten und ebenso sicher,‘ und dann beschrieb er mich.“

„Der erbärmliche Schuft!“ murmelte Barnes, der sich

im stillen wunderte, daß jemand Schurke genug sein könne, ein so schönes Geschöpf zu verfolgen, wobei er seine eigne augenblickliche Beschäftigung völlig vergaß.

„Wenn er mir die geringste Veranlassung gibt —“

Aber seinen Racheplänen wurde von Miß Anstruther ein Ende gemacht, welche bemerkte: „Sie dürfen nichts in der Sache thun — Sie sehen ja, in welcher Lage ich bin.“

„Vollkommen.“

„Ich habe bemerkt, daß Sie eine Cigarre wegwarfen, ehe Sie wieder einstiegen, — bitte, zünden Sie sich eine andre an — ich weiß, wie die Herren an dieser Gewohnheit hängen.“

„Nicht in Ihrer Gegenwart!“ entgegnete Barnes mit großer Selbstverleugnung, denn selbst bei ihr würde eine Cigarre ein wenig zur Erhöhung seines Glücks beigetragen haben.

„Ich bin daran gewöhnt. Mein Bruder hat mich dazu erzogen, das Rauchen gern zu haben — und außerdem, wenn jene beiden Männer Sie in meiner Gesellschaft rauchen sehen, so werden sie Sie ganz bestimmt für meinen — meinen Bruder halten,“ meinte das junge Mädchen mit einem abermaligen kleinen Erröten.

„Nur aus diesem Grunde füge ich mich,“ und dabei zündete er mit einem schwachen Versuch, etwas Widerstreben zu heucheln, eine Cigarre an und dachte, ihr Bruder müsse ein ungemein verständiger junger Mann sein, da er das junge Mädchen in einer der ersten Pflichten einer Frau so gut unterrichtet hatte.

Nach einiger Zeit sank die junge Dame mit einem leisen Seufzer der Zufriedenheit in einen ruhigen Schlaf. Barnes war entzückt, daß sie in seiner Gegenwart so viel Vertrauen zeigte, und daß selbst die Männer, welche ihr folgten, allen Schrecken verloren hatten, denn ihr Schlummer war friedlich, wie der eines müden Kindes. Ein Teil ihres Haares hatte sich aus dem Knoten an ihrem Hinterkopf gelöst und hing in reizendem Gegensatz zu der Wange, welche es einrahmte, hernieder, eine der kleinen Hände stützte den Kopf, die andre lag Barnes so nahe, daß er sie leicht hätte berühren

können, wenn er gewollt hätte, allein er begnügte sich, sie anzusehen und sich zu fragen, ob sie wohl jemals ihm angehören werde.

Als Miß Anstruther wieder erwachte, war sie überrascht, sich sorgfältig in Reisedecken gehüllt zu finden, und obgleich die Nacht ziemlich kalt geworden war, hatte sie fast zwei Stunden behaglich geschlafen und war fast in Lyon. Sie warf dem Manne, der so umsichtig für sie gesorgt hatte, einen dankbaren Blick zu.

„Sie haben keinen Ueberrock,“ rief sie aus, „warum haben Sie nicht wenigstens eine der Decken für sich behalten?“

„Ich habe nicht gefroren.“

Barnes, welcher wußte, daß das junge Mädchen sich in Lyon in einer furchtbaren Verlegenheit befinden werde, und der darauf hoffte, zu Hilfe gerufen zu werden, versiel nach diesen Worten in ein nachdenkliches Schweigen.

„Ich werde hier beinahe eine Stunde auf Lady Chartris warten müssen! Wollen Sie mich nach dem Wartesaal führen? Sie sind so gütig gegen mich gewesen, daß ich hoffe, Sie nehmen es nicht übel, wenn ich Ihnen noch etwas mehr Mühe mache?“

„Nicht im geringsten,“ antwortete Barnes, „aber wie kann Lady Chartris in einer Stunde hier sein?“

„Nun, sie wird mit dem Zwölfuhr-Zug von Paris abgereist sein, ist also eine Stunde hinter uns. Ich habe rechnen gelernt, Mr. Barnes!“ sagte das junge Mädchen lachend.

„Aber nicht mit dem Fahrplan! Der Zug um zwölf Uhr zwanzig ist ein Bummelzug, der in Dijon übernachtet und erst morgen vormittag hier ankommt,“ und dabei zeigte er ihr den Fahrplan in seinem Reisebuch.

„Aber es muß doch noch einen Expresszug geben, der früher hier ankommt?“

„Ja. Der Zug um sieben Uhr zwanzig, der um vier Uhr morgens hier sein soll. Das ist der früheste, mit dem sie kommen kann. Sie müssen also entweder sechs Stunden in Lyon bleiben, oder Lady Chartris aufgeben.“

„Sechs Stunden hier! Allein! In der Nacht! Und dann diese greulichen Männer!“ Sie sprach anfänglich atemlos und in abgerissenen Sätzen, aber bei den letzten Worten sank ihre Stimme zum Flüstern herab. In diesem Augenblick öffnete der Schaffner die Thüre mit dem Ruf: „Ein Telegramm!“ und überreichte Miß Anstruther eine Depesche. Das junge Mädchen ergriff sie hastig und riß sie ungeduldig auf: „Großer Gott!“ rief sie verzweifelt aus, nachdem sie einen Blick hinein geworfen hatte, „was soll ich anfangen?“

Diese Worte waren nicht an Barnes, sondern an die Vorsehung gerichtet, aber dieser junge Mann unternahm es, an deren Stelle zu antworten: „Erklären Sie mir die Sachlage und wir wollen sehen, was am besten zu thun ist.“

Sie warf einen dankbaren Blick auf ihn und sprach dann: „Mein Bruder ist Offizier in der englischen Marine. Wir haben uns seit zwei Jahren nicht gesehen, und sein Schiff liegt jetzt in Nizza, wird aber höchstens noch zwei Tage dort bleiben. Lady Chartris hat unsern Zug verfehlt und telegraphirt mir nun, daß sie das Reisen bei Nacht nicht liebe und erst morgen von Paris abfahren werde. Wenn ich hier auf sie warte, werde ich meinen Bruder wahrscheinlich gar nicht mehr treffen. Was soll ich thun?“

„Nun, natürlich allein nach Nizza fahren,“ entgegnete Barnes.

„Aber das kann ich nicht — Lady Chartris ist eine dumme selbstfüchtige alte Person, die nur an sich und ihre Kinder denkt. Meine Fahrkarte geht nur bis Lyon. Ich habe zwar meinen Kreditbrief bei mir, aber“ — hier zögerte sie — „nicht genug bares Geld, um weiter zu kommen. Banken sind um diese Stunde nicht offen und ich bin unbekannt. — Würden Sie mir fünf Pfund leihen?“ Ein tiefes Erröten verbreitete sich über ihre lieblichen Züge und auch Barnes Gesicht färbte sich höher, als er sah, wie ihre Hand sich dem Brillantring näherte, den sie am Finger trug. „Auf meine Ehre!“ sagte sie jedoch plötzlich, die Hand zurückziehend und sich stolz aufrichtend, „ich bin Enid Anstruther!“ und dabei schob sie ihm ihre Karte in die Hand.

Dieser Glücksfall raubte Barnes fast den Atem und er

konnte nur mühsam seine Freude verbergen. „Miß Anst-ruther, Sie können hundert Pfund haben, wenn Sie wünschen und ich sie anschaffen kann. Jedenfalls wäre es besser, wenn Sie zehn nähmen. Es könnte sein, daß Sie die Reise etwas teurer finden, als Sie erwarten,“ antwortete er, ihr das Geld mit einer Verbeugung überreichend. „Aber, bitte, danken Sie mir nicht,“ denn er bemerkte, daß das junge Mädchen im Begriff war, ihm den wärmsten Dank auszusprechen.

„Ich will Ihnen einen Platz im Schlafwagen besorgen,“ sagte er und begab sich nach dem betreffenden Bureau, kehrte aber sehr bald mit der Nachricht zurück, daß alles besetzt sei, und fügte dieser unangenehmen Mitteilung nach einer kurzen Pause hinzu: „Kommt es Ihnen sehr darauf an, ob sie eine oder zwei Stunden früher in Nizza sind?“

„Nein, nicht gerade sehr viel,“ antwortete Miß Anst-ruther nachdenklich.

„Dann ist es besser, wenn Sie hier in einen Gasthof gehen, ordentlich schlafen und die Reise mit dem Bieruhrzug morgen früh fortsetzen,“ schlug er vor, denn er fürchtete, daß es Enids Schönheit beeinträchtigen und ihre Behaglichkeit stören könne, wenn sie die ganze Nacht in einem überfüllten Wagen umhergestoßen würde, und daß der Zug sehr stark besetzt war, konnte er sehen. „Ich fahre mit demselben Zug,“ fügte er hinzu.

„O, auch nach Nizza?“ Ein Ton freudiger Ueber-raschung lag in dieser Frage.

„Wenn Sie wünschen, werde ich alles für Sie besorgen.“

„Wollen Sie?“ Ihre Augen strahlten vor Dankbarkeit.

Darauf half er ihr aus dem Wagen und fragte: „Wollen Sie lieber gehen, oder fahren, es ist nicht sehr weit nach dem Hotel de l'Europe.“

„Was Sie am liebsten thun!“

„Etwas Bewegung wird nach der langen Fahrt ganz angenehm sein. — Haben Sie vollkommenes Vertrauen zu mir?“

Einen Augenblick ruhten die Augen des jungen Mädchens fest auf den seinigen, dann sagte es: „Vollkommen! Thun

Sie, was Sie für mich für am besten halten," und dabei schob sie ihren Arm so vertrauensvoll in den seinen, als ob sie ihn ihr ganzes Leben gekannt hätte.

Während des kurzen Ganges nach dem Gasthof fühlte sich Barnes wie im Himmel, aber Miß Anstruther war eine rüstige Fußgängerin und die Freude dauerte nicht lange. Als sie dort ankamen, wurde Enid in den Damensalon geführt, während Barnes mit dem Wirt sprach. Bald darauf erschien ein sauberes französisches Mädchen und führte Enid nach ihrem Zimmer, dessen Fenster die Bellecour überblickten, welche beim Mondlicht ein sehr schönes Bild darbot. Im Kamin brannte behaglich ein helles Feuer und ein einladendes Abendbrot stand auf dem Tisch.

„Der Herr sagte, ich solle morgen früh um halb vier kommen und Mademoiselle beim Ankleiden helfen," sagte das Mädchen, „gegen vier Uhr wird der Wagen hier sein, der Sie nach dem Bahnhof fahren soll."

„Und der Herr!" fragte Miß Anstruther lebhaft.

„Er hat das Hotel vor zehn Minuten verlassen," lautete die Antwort, „aber er sagte, ich solle alles für Mademoiselle thun, was ich könne, und er war sehr freundlich."

So müde Enid Anstruther auch war, saß sie doch, in tiefes Nachdenken verloren, noch eine halbe Stunde am Feuer, ehe sie zu Bett ging. Ein weicher Ausdruck lag in ihren Augen und ihre Gedanken waren durchaus nicht trauriger Art. Barnes hatte vielleicht ein bessres Tagewerk vollbracht, als er selbst ahnte.

Der junge Herr, mit dem sich ihre Gedanken beschäftigten, ging in der Richtung nach dem Bahnhof zurück und nahm sich ein Zimmer im Hotel de l'Union. Während er sich auskleidete, blickte er in den Spiegel und wunderte sich, ob das wohl derselbe Barnes sei, den er am Morgen in Paris sich hatte ankleiden sehen. In seinen Adern brannte ein Fieber und er hatte schon starke Männer gesehen, die von derselben Krankheit niedergeworfen waren. Er weiß, was ihm fehlt, er hat die eine große Leidenschaft seines Lebens gefunden. Aber verzweifelt, wie die Krankheit ist, er möchte doch nicht genesen — nein, nicht um die ganze Welt! Mit diesen

Gedanken suchte er die Karte seiner Göttin aus der Tasche hervor, um noch etwas anzubeten, und las zum erstenmal ihren Namen.

„Enid Agnes Anstruther, Beechwood Towers, Hampsh. England.“ Das Wort „Anstruther“ auf dem Papier blickt ihn so sonderbar bekannt an. „Habe ich jemals ihren Bruder getroffen?“ überlegte er, und dann kam nach einer kurzen Pause ein langes, leises Pfeifen der Ueberraschung zwischen seinen Zähnen hervor. „Beim heiligen Georg!“ murmelte er, „das wäre wirklich zu toll!“

Und obgleich er kurz darauf zu Bett ging und schlief, wie ein verständiger Mann, hatte er, als er am andern Morgen erwachte, einen festen Entschluß gefaßt, und der war, sobald als möglich alles, was er konnte, in Bezug auf Miß Anstruthers Bruder in Erfahrung zu bringen.

Neuntes Kapitel.

Wird Gott ihn nie in meine Hand geben?

Am nächsten Morgen wurde Miß Anstruther rechtzeitig von dem französischen Mädchen geweckt, welches ihr beim Ankleiden behilflich war und ihr eine Tasse guten Thee machte, und als sie bald darauf am Bahnhof ankam, fand sie dort Mr. Barnes, der ihr beim Aussteigen half.

„Von hier bis Nizza haben Sie sich um gar nichts zu kümmern, ich bin Ihr Kurier,“ sagte er als Antwort auf den dankbaren Blick und das freundliche „guten Morgen“ der jungen Dame. Dann führte er sie zu dem Wagen und wickelte sie mit zarter Fürsorge in die Decken, welche der Schaffner am Feuer des Wartesaals gewärmt hatte und nun herbeibrachte. Das alles geschah, als ob es sich ganz von selbst verstehe und er ein natürliches Recht habe, für sie zu sorgen, ein Gedanke, bei dem sie ein klein wenig errötete.

„Sie müssen nun sofort wieder einschlafen und dürfen erst um acht Uhr, wenn wir in Avignon sind, wieder aufwachen, und dann habe ich auch gute Neuigkeiten für Sie.“

„Gute Neuigkeiten? Sagen Sie mir sie jetzt!“

„Damit Sie vor Freude nicht schlafen können? Vor acht wird nichts verraten.“

„Bitte, bitte,“ sagte das junge Mädchen, die Hände flehend zusammen legend und lachend.

„Wenn Sie nicht sofort einschlafen,“ wehrte Barnes jedoch, große Strenge heuchelnd, ab, „so erfahren Sie es erst in Marseille um elf Uhr.“

Nach dieser Abweisung überließ sich Enid dem Nachdenken über die eigentümliche Thatsache, daß, während so viele Männer sich bis jetzt vor ihr gebeugt und sie verehrt hatten, dieser der erste war, welcher sie beherrschte, und dann wunderte sie sich über sich selbst, weil ihr das eigentlich ganz wohlgefiel, und mit diesem Gedanken schlief sie nach einiger Zeit ein.

Als sie wieder erwachte, war es heller Tag und das Wasser der Rhone, die neben ihnen dem Meere zuflörmte, erglänzte im Sonnenschein. Barnes saß ihr gegenüber, anscheinend tief in eine englische Zeitung versenkt, bis sie ihn endlich mit einem allerliebsten kleinen Schmolzen unterbrach.

„Ist es acht Uhr? Darf ich aufwachen, Tyrann?“

„In fünf Minuten, nicht eher,“ erwiderte Barnes streng, „ich werde dem Titel Ehre machen!“ Er fühlte, daß der Name, mit dem sie ihn soeben angeredet, ihm mehr Hoffnung für die Zukunft gab, als wenn sie die größten Beweise der Hingebung von ihm angenommen hätte. Es war die erste wirklich vertrauliche Benennung, und sie machte ihn überglücklich.

„Wir werden bald in Avignon sein,“ begann er nach einer kurzen Pause, „Sie sehen aus, als ob Sie genug Ruhe gehabt hätten, und wir können uns unterhalten.“

„Dann sagen Sie mir die gute Neuigkeit.“

„Die Freudenbotschaft besteht darin, daß Sie nicht mehr eine junge Dame ohne Bedienung und ohne Gepäck sind.“

„Meine Koffer? Hier?“ Ein kleiner Schrei und Miß Anstruther springt, strahlend vor freudiger Erregung, auf.

„Ja, Lady Chartris hat Ihre Jungfer und Ihr Gepäck gestern Abend mit dem Expresszug um sieben Uhr zwanzig abgeschickt.“

Als sie in Avignon angelangt waren, verließ Barnes den Wagen und holte das Mädchen herbei, ein rotbadiges, rundes kleines Ding, welches den Herrn, der ihm mit der größten Ruhe Befehle gab und offenbar Gehorsam erwartete, und den es doch noch nie gesehen hatte, mit großen, erstaunten Augen anblickte. Es brachte eine Reisetasche mit, an welcher Miß Anstruther anscheinend viel gelegen war, denn sie warf einen erfreuten Blick darauf.

Barnes war klug genug, Enid mit ihrer Jungfer allein zu lassen. Er besorgte indessen Kaffee, und zwar für beide, da er der Ansicht war, daß Dienstboten ebensogut Hunger und Durst haben wie Herrschaften. Diese rücksichtsvolle Aufmerksamkeit machte die Jose sogleich zu seiner Sklavin. Sie sank im Geiste vor ihm auf ihre runden, rosigen Kniee und verrichtete ihre Andacht vor seinem Bilde, während sie zu ihrer Herrin sagte: „Herrje! Miß Enid, was für ein Herr! Der macht aber wenig Umstände! Diesen Morgen in Lyon kam er auf mich zu. ‚Sie sind Miß Anstruthers Jose?‘ ‚Ja das bin ich,‘ sagte ich. Im nächsten Augenblick hatte er mich aus dem Wagen und Ihr Gepäck herbei geschafft, und sagte: ‚Suchen Sie alles zusammen, was Ihre Herrin heute auf der Reise brauchen wird, und thun Sie es in eine Tasche.‘ Das hatte ich kaum gethan, als er mich wieder in den Wagen hineinschob und sagte: ‚Sie sind vor acht Uhr nicht nötig, dann passen Sie aber auf!‘ Er befiehlt, als ob er Ihr — Ihr —“

„Ja, die Amerikaner sind komische Menschen,“ fiel Miß Anstruther rasch ein.

„Das muß wahr sein!“ erwiderte das Mädchen, „und freigebig auch. Er hat mir einen Sovereign gegeben, und nun sorgt er für mein Essen und thut alles, gerade als ob er Ihr — Ihr —“

„Stille, Thompson!“ entgegnete ihre Herrin sehr scharf.

„Ich gestatte dir manchmal, daß du dir mir gegenüber etwas herausnimmst, aber nie meinen Freunden gegenüber.“ Als sie die Jungfer mit diesen Worten in ihre Schranken verwiesen, erschien der Kopf des Mannes, der den Gegenstand des Gespräches gebildet hatte, am Wagenfenster. Enid wandte sich ihm zu und nahm mit freundlichem Lächeln einen Strauß frischer Rosenknospen in Empfang, von derselben Sorte, die sie gestern getragen.

„O, meine Lieblingsblumen!“ sagte sie lachend, „wie konnten Sie das wissen?“

„Sie werden Ihrer Hofe Anweisungen geben wollen,“ entgegnete er, „ich werde Sie also bis Marseille kaum wieder sehen. Dort habe ich telegraphisch ein Frühstück bestellt. Sie dürfen keinen Hunger mehr leiden, sonst würden Sie mir die Schuld geben.“

Der befriedigte Ausdruck ihrer Züge zeigte, daß sie diese zartfühlende Rücksichtnahme wohl verstand und zu würdigen wußte. Barnes aber suchte einen Wagen für Raucher auf, um hinter seiner Cigarre mit offenen Augen zu träumen. Der Zufall hatte ihn den beiden Männern gegenüber geführt, welche das junge Mädchen am Abend vorher als seine Verfolger bezeichnet hatte. Sie schienen seine Aufmerksamkeit nicht gern erregen zu wollen und stiegen an der nächsten Haltestelle in einen andern Wagen. Barnes schenkte ihnen wenig Beachtung. Er glaubte, Miß Anstruther werde ihr Gespräch wohl mißverstanden haben, denn sie machten ihm den Eindruck schlichter Bürger. Jedenfalls war er ja in der Nähe, und er traute es sich zu, es jederzeit mit den beiden aufnehmen zu können. So fuhren sie das schöne Rhonethal mit seinen Nebenhügeln und Olivenhainen hinab und gelangten endlich nach Marseille.

Als er Miß Anstruther hier zum Frühstück abholte, fand er, daß die junge Dame durch ein geheimnisvolles, nur dem schönen Geschlecht bekanntes Verfahren, alle Spuren des Angegriffenseins, welche sonst nach einer langen Eisenbahnfahrt nie fehlen, beseitigt und mit den Rosenknospen, welche sie an den Busen gesteckt hatte, so heiter, reizend und taufrißch aus-
sah, wie er sie am gestrigen Morgen zuerst im „Salon“ gesehen.

Die Jofe überraschte und begeisterte er durch die Ankündigung, daß sie mit ihrer Herrin frühstücken solle, denn so hatte er es angeordnet, weil er fühlte, daß dies ein Fall sei, wo alles, was die Schicklichkeit forderte, mit ängstlicher Sorgfalt beobachtet werden mußte, und bald darauf hatte er die Befriedigung, seine Göttin vor einem Mahl sitzen zu sehen, welches sowohl in Bezug auf Auswahl und Zusammenstellung der Speisen, wie auf Bedienung so üppig war, wie man es sich nur denken kann.

Es war eine fröhliche Gesellschaft. Enid war in der heitersten Laune, und Barnes meinte Nektar und Ambrosia zu genießen, denn seine Lieblingsgöttin saß ja an seiner Seite.

Bald waren sie wieder unterwegs, und da die junge Dame sich geistig und körperlich vollkommen behaglich fühlte, meinte der Amerikaner, die Zeit sei nun gekommen, wo er versuchen könne, etwas über ihren Bruder in Erfahrung zu bringen, und er lenkte das Gespräch auf ihre Angehörigen. Miß Anstruther war nicht mehr die verschlossene Sphinx von gestern, sondern ein sprudelnder Quell der Mitteilungen über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ihrer Familie. Sie erzählte ihm mit vielen interessanten Einzelheiten, daß ihre Eltern beide tot seien und daß sie noch zwei Brüder habe. Der jüngste sei noch in der Schule in Harrow, der andre, älter als sie, sei Lieutenant in der englischen Marine, und warte nur auf seine Beförderung zum Kapitän-Lieutenant, um den Dienst zu verlassen, die Familienbesitzungen zu übernehmen und ein englischer Landjunker zu werden, wie seine Vorfahren viele Generationen hindurch vor ihm waren.

„Als er Seemann wurde, war er natürlich noch nicht der Erbe, aber Harold ist schon vor Jahren gestorben und Edwin an seine Stelle getreten. Ich habe mir seine Zukunft schon vollkommen zurecht gelegt,“ sagte das junge Mädchen.

„Wirklich? Nun, dann wollen wir hoffen, daß Sie ihm ein glückliches Los zugebracht haben.“

„Er muß ein lebenswürdiges Mädchen, natürlich Engländerin, von gleichem Rang heiraten und der Squire von Beechwood werden und vielleicht, wenn der greuliche, alte

Umstürzler Gladstone zurücktritt, kann er unsre Graffschaft im Parlament vertreten. Sein Vater war mit dieser Ehre zufrieden, und so kann er es auch sein.“

„Muß die junge Dame Engländerin sein?“ fragte Barnes.

„Gewiß! Ich habe Fremde nicht gern.“

„Rechnen Sie Amerikaner auch zu den Fremden?“ meinte Barnes mit etwas besorgtem Ton.

„In Bezug auf die Verheiratung meines Bruders, ja. Ich wünsche, daß seine Frau kein Interesse außerhalb Englands hat. England muß doch ihre Heimat sein.“

„Und Sie? — Auch wohl nur einen Engländer?“

„O, ich! — Ich werde den Mann heiraten, den ich liebe — was er auch sein mag,“ entgegnete Miß Anstruther, und dabei fing sie an mit den Rosenknospen an ihrer Brust zu spielen. „Ihr Amerikaner seid komische Menschen,“ sagte sie plötzlich. „Reisen Sie immer ohne Gepäck?“

Dies brachte das Gespräch in eine für Barnes unerwünschte Richtung, der nicht einmal eine Handtasche bei sich hatte und dem sogar der Ueberrock fehlte, und der diesen Morgen genötigt gewesen war, seinen Anzug dadurch etwas zu verändern, daß er seine Halsbinde etwas anders knüpfte und den Forderungen der Sauberkeit durch Umdrehen seiner Manschetten Rechnung trug.

„Nein,“ entgegnete er zögernd, „auf langen Reisen nehme ich manchmal einen Spazierstock mit, aber ich wurde plötzlich nach Nizza gerufen —“ und dann murmelte er etwas von „Telegramm“ und „wichtige Angelegenheiten“, was Enid nicht verstand.

„Nun, Sie werden sehr gut ohne Gepäck fertig,“ entgegnete diese, „also verzeihen Sie meine unbescheidene Frage.“ Darauf wandte sie sich wieder ihrem Bruder zu und sang dessen Lob in allen Tonarten; wie er in Aegypten verwundet und im Lazarett von einer schönen jungen Italienerin gepflegt worden sei und wie er, als er sich wieder etwas erholt hatte, einige begeisterte, romantische Briefe darüber geschrieben, so daß sie Angst bekommen habe, er werde mit einer fremden Braut zurückkehren. Dann schilderte sie ihm, wie diese Heimkehr sein und wie ihr Landsitz, Beechwood Towers, einen

Festtag daraus machen werde. „Und das wird das ganze liebe alte Hampshire thun,“ fuhr das junge Mädchen mit glühendem Antlitz fort, „denn unsre Familie ist in der Grafenschaft sehr beliebt und sie ist auf Edwin stolz, denn er hat sich das Viktoriakreuz in Aegypten verdient.“

„Hat er auf vielen Schiffen gebient?“ fragte Barnes.

„O ja, Massen: ‚Monarch‘, ‚Topaz‘, ‚Kleopatra‘, aber jetzt ist Gerard auf der ‚Sealark‘.“

„Gerard?“ fragte Barnes mit vielem Interesse.

„Ja. Ich nenne ihn manchmal mit seinem zweiten Namen. Mein Bruder ist Edwin Gerard Anstruther, V. C.*) und wir sind alle sehr stolz auf ihn und lieben ihn sehr, und das werden Sie auch thun, wenn Sie ihn kennen lernen, was hoffentlich noch heute Abend geschehen wird.“

„War er einmal auf dem ‚Bulture‘?“

„Nein — ich glaube nicht.“

Hier nahm die Zofe, deren Anwesenheit sie beide ver-
gessen hatten, das Wort, und sagte: „Bitte um Verzeihung, Miß Enid, ich habe einmal einen Brief nach Ihrem Zimmer gebracht, wo ‚Bulture‘ oder ‚Eagle‘ auf dem Umschlag gedruckt war.“

„O ja, natürlich, das hatte ich vergessen. Danke, Thompson,“ fuhr Miß Anstruther fort, „er ist als Passagier auf dem ‚Bulture‘ nach Aegypten gereist, wo sein Schiff schon war. Er hat mir zweimal vom ‚Bulture‘ geschrieben, von Malta und von — wie heißt doch das kleine Nest, wo sich die Leute umbringen und wo Bonaparte geboren ist?“

„Ajaccio?“

„Richtig, das ist der Name!“

„Ich möchte Ihren Herrn Bruder sehr gern diesen Abend sehen, ich glaube beinahe, wir haben uns schon früher einmal getroffen,“ meinte Barnes ernst.

„Das freut mich!“ Die Augen des jungen Mädchens zeigten, daß das keine bloße Redensart war, während Barnes in ein trübes Nachdenken versank, denn er wußte jetzt, daß

*) Abkürzung für Inhaber des Viktoriakreuzes.

der Name auf der Schiffspistole der von Miß Anstruthers Bruder gewesen war und daß er diesem eine unangenehme und unerwartete Mitteilung machen und ihm eine ganz entschiedene Warnung zuteil werden lassen müsse. „In der That,“ dachte Barnes, „je eher Edwin diesen Teil von Europa verläßt, um so besser. Ich bewundere Marina, aber von Ihrem corsischen Unsinn mag ich nichts wissen und in solchen Angelegenheiten muß man zur Familie halten.“ Dabei richtete er seine Augen auf das schöne Mädchen, welches ihm gegenüber saß, als ob sie schon zu ihm gehöre, und malte sich aus, wie seine Freunde in New York ihn beneiden werden, wenn er eine so reizende Frau nach Haus bringe. Er meinte, er könne es noch einmal versuchen, ob Enid ihn nicht als den Barnes von dem Bild im Salon erkennen werde, und so nahm er also, so gut er konnte, den Ausdruck des Schreckens und den Blick der Teilnahme an. Allein dies hatte eine ganz unerwartete Wirkung auf die beiden Mädchen. Miß Anstruther schien an dem Versuch, ein lautes Lachen zurückzudrängen, beinahe zu ersticken, und die Jose rief mit erschreckter Stimme: „Barmherziger Gott! Fehlt Ihnen etwas, Herr?“

„Nichts,“ entgegnete Barnes verdrießlich, „aber es ist heiß und mein Kragen ist etwas eng.“

„O, das ist alles?“ erwiderte die junge Dame. „Sie sahen aus, als ob Sie furchtbare Schmerzen hätten, und ich glaubte, es seien Hühneraugen und zu enge Stiefel.“ Sie stieß ein leises Lachen aus, und Barnes meinte, er sei ein romantischer Esel. Er sah ein, daß er persönlich sein Spiel leichter gewinnen werde, als durch sein Bild, (welches, wie er dachte, „verflucht unähnlich“ sein müsse) und bemühte sich von da an, den Tag zu einem so angenehmen als möglich zu machen, was ihm auch gelang. Für alle Bedürfnisse seines Schützlings sorgte er mit der Umsicht der Erfahrung und der Macht eines langen Geldbeutels im voraus; und als die herrliche Eisenbahnfahrt durch das südliche Frankreich mit seinen Drangenhainen und den hier und da auftauchenden Ausichten auf das Mittelländische Meer und seinem Schimmer von tropischer Vegetation, die es so malerisch machen, ihr Ende erreicht hatte und das junge Mädchen auf dem Bahn-

hof von Nizza vor ihm stand, sah er Thränen der Dankbarkeit in ihren Augen und ein sanftes Rot auf ihren Wangen. Sie streckte ihm lebhaft die Hand entgegen und sagte: „Sie sind sehr gütig gegen mich gewesen. Was eine schreckliche Reise für mich werden konnte, haben Sie zur köstlichsten Spazierfahrt gemacht, die ich je erlebt habe. Jede Verlegenheit, jedes Mißgeschick wurde durch Sie zum Vergnügen.“

„Selbst der Verlust Ihres Abendessens,“ meinte Barnes lächelnd ihre Hand ergreifend und sie zärtlich drückend, wobei ihm das Blut in die Wangen stieg, denn er meinte, sein Druck werde erwidert, leise, leise.

„Ja, selbst der Verlust meines Mahles. Wissen Sie auch, daß ich einmal glaubte, Sie hätten mit der Dummheit des Schaffners etwas zu thun?“

„Gütiger Himmel! Wie sind Sie denn auf den Gedanken gekommen?“

„Weil Sie so ausfahen, als ob Sie sich freuten, als ich nur zwei Gummibonbons fand,“ schloß Miß Anstruther, als er ihr und dem Mädchen in die Droschke half und dem Kutscher zurief „Hotel des Anglais!“, denn dort wollte seine Göttin absteigen.

Nachdem sie seinen Augen entschwunden war, schlug er in gedrückter Stimmung den Weg zum Hotel de la Méditerranée ein, denn er hatte die Empfindung, als ob ihm etwas aus seinem Leben genommen sei. Er fühlte sich vereinsamt und niedergeschlagen und hatte so den ersten Anfall von Liebessehnsucht, einer ganz eigentümlichen Krankheit, die sich darin äußerte, daß er auf den Kellner fluchte, — weil er sich einbildete, sein Mittagessen sei schlecht, während es ihm doch nur deshalb nicht schmeckte, weil Enid Anstruther nicht an seiner Seite saß und es mit ihm teilte.

„Sie sagte, sie wünsche, daß ich ihren Bruder noch heute abend kennen lernen möchte,“ dachte er, als es acht Uhr geworden war, „sonderbar, daß sie nicht nach mir schickt. Sie kann doch nicht erwarten, daß ich mich ihr ohne Einladung aufdränge, wenn es ihr erstes Wiedersehen nach zwei Jahren ist, aber natürlich denkt sie heute abend an niemand, als an ihn.“

Er sprang auf und schlenderte am Hotel des Anglais vorbei nach den öffentlichen Gärten, in der Hoffnung einen Schimmer seiner Göttin an irgend einem Fenster zu erhaschen. Hierin getäuscht, fing er an auf den Bruder eifersüchtig zu werden, weil er sie so lange von ihm fernhielt. So arbeitete er sich allmählich in eine gefährliche Stimmung hinein, und als er sich nach einem Menschen umsah, an dem er sie auslassen konnte, fand er auch zu seiner großen Freude jemand zur Hand.

Barnes hatte sich eben nach vielen vergeblichen Blicken nach den Fenstern des Hotel des Anglais den öffentlichen Anlagen wieder zugewandt und dies etwas plötzlich gethan, und so stand er unvermutet Angesicht zu Angesicht einem der Männer gegenüber, welche Miß Anstruther als ihre Verfolger bezeichnet hatte. Der Mensch war jetzt augenscheinlich hinter ihm her. Im Augenblick brach sein Grimm aus, und dicht vor den Mißethäter hintretend, zischte er ihm leise zu: „Erbärmlicher Schuft!“ und ehe der Mann wußte, wie ihm geschah, fand er sich in einem Rosengebüsch neben dem Pfad liegen, welches für ihn nur Dornen und keine Rosen hatte. Der Franzose raffte sich rasch wieder auf, und nach einigen zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervorgestoßenen Flüchen murmelte er grimmig: „Du elender Engländer! Warte nur! Andre werden mich rächen — deine Tage sind gezählt!“

Barnes hörte diese Worte nicht, er empfand nur, daß er sich lächerlich gemacht hatte. Deshalb wartete er eine Auseinandersetzung nicht ab, sondern setzte seinen Weg nach seinem Hotel rasch fort, wo er unzufrieden mit Enid, mit sich selbst und mit aller Welt in trübseliger Stimmung zu Bett ging. Das war ein häßliches Ende eines schönen Tages, aber so sind die Schwankungen der Leidenschaft.

Am nächsten Morgen hatte er Vertrauen und Hoffnung wieder gefunden. Nachdem er sich so sorgfältig, wie es mit einem Anzug möglich war, angekleidet hatte — eine neue Halsbinde und frisches Leinen, was er sich am Abend vorher gekauft hatte, ermöglichten ihm einige Veränderungen damit vorzunehmen — wanderte er nach dem Hotel des Anglais und frühstückte dort, wiederum in der Hoffnung, das Angesicht zu sehen, nach dessen Anblick er dürstete, aber wieder

sah er sich getäuscht und ging in den Garten, um dort eine Cigarre zu rauchen, wobei er sich seinen Platz so wählte, daß er das ganze Hotel übersehen konnte. Einmal glaubte er sie an einem Fenster zu entdecken, aber er fand bald, daß er ein Stubenmädchen durch Verwechslung mit seiner Zauberin geehrt hatte. Dies war kaum vorgefallen, als selbst Miß Anstruther ihm durch ein Gespräch aus den Gedanken getrieben wurde, welches durch das benachbarte Gebüsch an seine Ohren drang.

„Endlich haben wir ihn also gefunden,“ sagte eine weibliche Stimme, die ihn durch ihre tiefe Leidenschaftlichkeit sofort nach Corsica führte.

„Ohne allen Zweifel, Mademoiselle. Er war über das Bild sehr aufgeregt und ist einer jüngeren Engländerin hierher gefolgt. Ich habe sie über die englische Marine sprechen hören. Diese Flecken auf meinem Gesicht beweisen, daß er jener rohen Nation angehört.“

„Ja,“ sagte die weibliche Stimme wieder, „meinen Bruder hatte er in derselben grausamen Weise getroffen. Die Spuren des Schlags waren noch auf Antonios Gesicht zu sehen, als er starb. Sie werden ihn Tomasso und mir heute auf der Promenade des Anglais zeigen. Er wohnt im Hotel de la Méditerranée, sagen Sie? Wie heißt er?“

„Im ‚Salon‘ in Paris weigerte er sich seinen Namen zu nennen und wies uns an das Hotel Meurice. Gestern abend habe ich das Fremdenbuch im Méditerranée nachgesehen, er war aber noch nicht eingetragen, und nachdem er mich angegriffen, wußte ich, daß er auf seiner Hut und sehr gefährlich sei, und mochte also nicht fragen.“

„Dann treffen Sie mich um zwei Uhr. Wenn Ihr Bericht wahr ist, will ich Sie reich machen,“ sagte die Dame.

Der Mann entfernte sich und war kaum verschwunden, als Barnes um das Gebüsch bog und sich einer jungen Dame gegenüber sah, welche ganz in Schwarz gekleidet war und, ihren Kopf erhebend, einen leisen Schrei ausstieß, als sie ihn sah. Der alte Tomasso stand in einiger Entfernung, mit einem Blick wilder Freude in seinem ausdrucksvollen Gesicht.

„Mademoiselle Paoli,“ begann der Amerikaner, „ich freue mich sehr, Sie in Nizza zu treffen.“

Die junge Dame schien einen Augenblick von der Ueberschung überwältigt zu sein, endlich aber fand sie ihre Sprache wieder. „Mr. Barnes, nicht wahr? Ich bin sehr erfreut, Sie wieder zu sehen — Sie waren gütig gegen ihn. Tomasso, dies ist der gute Herr, welcher meinen Bruder zu retten versuchte — du weißt ja!“ Der alte Corse nickte nur, aber sein Blick wurde freundlich.

„Sie sind noch nicht lange hier?“ fragte Barnes.

„Nein, erst seit heute morgen.“

„Und Sie kommen —?“

„Eine Bergnügungsreise. Seit einem Jahre ist dies der erste glückliche Tag!“ rief das junge Mädchen mit einem eigentümlichen Lachen.

„Ich verderbe nicht gern ein Vergnügen,“ entgegnete Barnes mit grimmigem Humor, „aber ich fürchte, es steht Ihnen eine Enttäuschung bevor. Ich kann Ihnen sagen, wer Ihnen als der Mörder Ihres Bruders gezeigt werden wird.“

„Und — wer?“ Marina war ein Bild der Freude.

„Ich!“

„Sie?“ stieß sie hervor. „Sie? Ihnen sind sie gefolgt? Wird Gott ihn nie in meine Hände geben?“

Tomasso hatte bis dahin noch nicht gesprochen, jetzt aber zischte er zwischen den Zähnen hervor: „Der Tag wird kommen — und dann!“ Dabei nahmen die Züge des alten Mannes einen Ausdruck an, der Barnes an einen menschenfressenden Tiger in Indien erinnerte, dessen Gesicht die verkörperte Mordlust ist.

„Ich muß Ihnen etwas von Ihrem Bruder mitteilen,“ sagte er zu Marina, „eine Botschaft des Toten, wann kann ich sie ausrichten?“

Das Mädchen sah ihn mit erblaßten Wangen an und antwortete: „Heute — zu jeder Zeit — Hotel Sebastian.“

Und als Mr. Barnes sie verließ, vergrub sie das Gesicht in den Händen und weinte bittere Thränen der Enttäuschung, während der alte Corse sie vergebens zu trösten suchte.

Behntes Kapitel.

Der Engel des ägyptischen Hospitals.

Das Hotel Sebastian liegt in einer der abgelegenen Straßen von Nizza, weit von dem vornehmen Stadtteil. Es ist wenig mehr als ein gewöhnliches Wirtshaus, mit einem schmutzigen Bureau und einem kleinen Zimmer mit einigen unsaubern und abgenutzten Billards. Italiener, Spanier und Sizilianer pflegen dort abzustiegen, Amerikaner und Engländer sieht man nie da. Dorthin lenkte Barnes seine Schritte früh am Nachmittag und schickte seine Karte durch ein nachlässig gekleidetes italienisches Mädchen an Mademoiselle Paoli. Als er im Begriff war, diesem die Treppe hinauf zu folgen, kam Graf Danella in großer Eile herab, faßte ihn am Arm und schüttelte ihm die Hand.

„Lieber Barnes! Alter Kamerad!“ rief er jovial, „es ist lange her, seit wir in Corsica Moufflons zusammen geschossen haben!“

Ein so entgegenkommendes, freundschaftliches Benehmen war bei Danella, der meist ein zurückhaltendes und überlegendes Wesen zur Schau trug, etwas Ungewöhnliches. Deshalb überraschte es auch den Amerikaner.

„Hallo! Russo!“ erwiderte er, „alter Junge, Sie hier? Ich hätte mir denken können, daß Sie nicht weit entfernt sein würden, als ich Mademoiselle Paoli diesen Morgen sah.“

In Wirklichkeit war er sehr erstaunt, den Vormund des jungen Mädchens hier zu finden, denn er wußte, daß Danella, wenn auch Corse, doch ein Mann von Welt war und konnte sich kaum denken, daß er Marina gestatten würde, mit romantischen Gedanken an Rache und Mord im Kopf, die eines Tages ihren schönen Hals, der, wie er wohl wußte, Russo sehr teuer war, der Guillotine bedenklich nahe bringen konnten, in Frankreich umherzureisen.

„Ja,“ sagte der Graf, ernst werdend und ihn in ein nahegelegenes Zimmer ziehend, welches augenscheinlich das

feinige war, da er die Thür schloß und Barnes einen Stuhl anbot, „ich habe Marina hierhergebracht.“

„Was? Und Sie kannten ihren Zweck?“

„Vollständig!“

„Daß sie den Mann, der ihren Bruder erschossen hat, mit der Absicht verfolgt, ihn zu ermorden?“

„Allerdings,“ entgegnete Russo, der, seit Barnes ihn zuletzt gesehen, jünger geworden zu sein schien, denn auf seinem Gesicht lag die Hoffnung auf Glück, welche einige der Falten, die sein lustiges Junggesellenleben in Paris ihm bei seinen vierzig Jahren eingegraben, geglättet hatte.

„Und Sie sind bei gesundem Verstand und gestatten dem Mädchen, dessen einziger Berater Sie sind, seine herrliche Schönheit und sein junges Leben dem Traumbild der Rache zu opfern, was man in dem Zeitalter der Borgias vielleicht romantisch finden konnte, was aber heutzutage nur zum Scharfrichter oder ins Gefängnis führen kann — und Sie behaupten, Sie lieben Marina?“

Ein gewisser Hohn lag in Barnes' Zügen, der sich aber in den Ausdruck erstaunten Entsetzens verwandelte, als er Danellas Antwort hörte und deren grausame Bedeutsamkeit und tückische Hinterlist erkannte.

„Gerade, weil ich sie liebe, helfe ich ihr! Zuerst that ich nur so, weil ich glaubte, es sei weiter nichts als eine Mädchenlaune, welche vorübergehen werde, wie ein thörichter Kindereinfall. Bald jedoch sah ich, daß ich mich geirrt hatte. Ich erkannte, daß ihre Entschlossenheit und Festigkeit die eines Weibes waren, welches eine gerechte Rache zur Haupttriebfeder ihres Lebens gemacht hat. Nach einiger Zeit nahm ich wahr, daß sie die Aufrichtigkeit meiner Unterstützung bezweifelte und daß sie — mein Gott! — mich, den Mann, der sie liebte, haßte und verabscheute. — Sie ging ohne mich nach Aegypten, und wenn ich ihr nicht gefolgt wäre, hätte sie am Ende ihren Schwur und mich vergessen.“ Der Graf sah sehr finster aus, aber er fuhr fort: „Ich kam zur rechten Zeit, um das zu verhindern, und dann schloß ich einen Vertrag mit ihr. Wenn ich den Mann finde, den sie sucht, wenn ihr Haß befriedigt

ist, dann wird die Liebe beginnen, dann wird sie mich heiraten.“

„Und sie hat eingewilligt, sich zu verkaufen — für Ihre Hilfe?“

„Anfänglich nicht,“ entgegnete der Graf mit einem unterdrückten Seufzer, „nach kurzem Kampf sagte sie jedoch ja! Sie liebt mich jetzt noch nicht — sie kann jetzt keinen Mann lieben — aber wenn ihr Schwur sie nicht mehr unfrei macht, dann wird sie sich dem einzigen Wesen zuwenden, das sie genug liebt, um sie, selbst mit einem Mord auf der Seele, zum Weibe zu nehmen,“ und seine feingeschnittenen Züge wurden von einem Traum zukünftigen Glücks verklärt.

„Sie vergessen, daß wir im neunzehnten Jahrhundert leben! Der Scharfrichter wird höhere Ansprüche an Ihre Braut erheben. Sie, Sie selbst, Danella, haben als Beihelfer des Verbrechens die besten Aussichten auf eine ziemlich lange Gefängnisstrafe, und bei Ihrer Verwöhnung möchte ein Leben als Gefangener keine sehr angenehme Aussicht sein.“ Wenn Barnes meinte, den Plan des Grafen mit diesen Vorstellungen vollständig über den Haufen geworfen zu haben, so befand er sich in einem großen Irrtum, wie er bald inne werden sollte.

„Bah!“ entgegnete Danella, „in England, ja! Allein in dem Falle würde ich es so einzurichten wissen, daß der alte Tomasso, der mit dem ganzen Ingrimme eines Corsen haßt, die eigentliche Arbeit verrichtet — aber wenn wir ihn in Frankreich finden, nein! Keine französische Geschworenensbank würde unter so romantischen Umständen ein Mädchen von Marinas Schönheit wegen Mordes verurteilen. Schlimmstenfalls würde sie nicht länger als ein Jahr oder so ins Gefängnis gesteckt werden. Die Presse würde höchst wahrscheinlich eine Märtyrerin aus ihr machen, und das Publikum würde ihre Zelle in eine Rosenlaube verwandeln. Können wir ihn aber nach Corsica locken und dort die Sache zu Ende führen, so wird Marina Paoli von eingeborenen Geschworenen, als der Schutzengel des Grabes ihres Bruders, zu einer Heiligen gemacht werden.“

Barnes überflog im Geiste die neueste Kriminalrecht-

sprechung in Frankreich und kam zu dem Schluß, daß die Behauptung des Grafen nur zu wohl begründet sei. „Demnach wäre es besser, wenn Ihr Opfer in England bliebe,“ bemerkte er dann rasch.

„Dort würde er etwas sicherer sein — aber die Welt ist so klein,“ meinte der Graf.

„Und nun möchte ich wissen,“ sagte Barnes jetzt mit einem Anflug von Zorn, „wie Sie dazu kommen, mich zum Mitwisser Ihrer verbrecherischen Absichten zu machen?“

„Weil Sie ihr gesagt haben,“ antwortete Danella, wobei er durch eine Bewegung seiner Hand andeutete, daß er Marina meine, „Sie hätten ihr eine Botschaft des Toten zu bestellen. Ich möchte Sie bitten, das zu unterlassen, wenn es dazu führen kann, daß sie ihre Absicht aufgibt. Sie sind mein Freund — meine ganze Seele kennt nur ein Verlangen — sie zu gewinnen, und meine einzige Hoffnung, Marina Paoli mein werden zu sehen, beruht in ihrem Durst nach Rache.“

Entrüstet über eine solche Zumutung war Barnes einen Augenblick sprachlos, dann aber sagte er ruhig: „Ich werde die Angelegenheit den zuständigen Behörden anzeigen und so verhindern, daß Ihr verruchter Plan den englischen Offizier in Gefahr bringt.“

„Ich habe es mir reiflich überlegt und auch daran gedacht, ehe ich so offen mit Ihnen gesprochen habe, und ich glaube nicht, daß Sie das thun werden,“ versetzte der Graf zuversichtlich.

„Und bilden Sie sich wirklich ein, ich würde ein Helfershelfer bei Ihrem Verbrechen sein?“

„In streng gesetzlichem Sinne nicht im geringsten,“ war die Antwort, „aber jetzt werden Sie wenigstens nichts sagen. Sie sind in eine junge Engländerin verliebt — Miß Anstruther — sehr verliebt. Sie brauchen nicht so in die Höhe zu fahren! Sie vergöttern sie, mein lieber Junge! Sie sind ihr nach Nizza gefolgt, und sie war eine Nacht allein mit Ihnen in der Eisenbahn, und in Donnerre haben Sie dem Schaffner gestanden, Sie wären épris von ihr. Dann haben Sie sie überredet, in Lyon zu übernachten, und haben sie persönlich nach dem Hotel de l'Europe geführt.“

„Was meinen Sie?“ stieß Barnes mit heiferer Stimme und einem gefährlichen Blick im Auge hervor, denn in ihm tobte die Leidenschaft Rains.

„Nichts, was den Charakter der jungen Dame, für welche ich die größte Hochachtung empfinde, im geringsten verunglimpfen kann. Aber ich wünsche, daß Sie dieselbe Rücksicht darauf nehmen, und wenn Sie der Behörde irgend welche Mitteilung in Bezug auf Marina oder mich machen, so werden die Privatdetektives, welche in unserm Solde stehen und die jeden Ihrer Schritte von Paris bis Nizza beobachtet haben, als Zeugen auftreten. Ihre Aussage kann für Miß Anstruther kaum angenehm sein. Nichts auf der Welt fürchtet Ihr angelsächsischen Puritaner so sehr, als Skandal, und ein einziger würde genügen, daß Sie sie auf immer verlieren. Ich bin deshalb überzeugt, daß Sie nichts sagen werden, lieber Freund.“

Barnes überlegte, was er soeben gehört und er mußte dem Corsen recht geben. „Dennoch werde ich mit Mademoiselle Paoli sprechen,“ sagte er endlich.

„Gewiß, wenn Sie darauf bestehen,“ entgegnete Muffo mit einer höflichen Verbeugung, während er die Thür aufschloß. „Ich bin fest überzeugt, daß nichts, was Sie ihr sagen werden, Marinas Absicht erschüttern kann,“ und dabei ließ er ein leises silbernes Lachen hören, was ihm sehr schlecht stand, und rief dem sich entfernenden Amerikaner nach: „Au revoir, alter Kamerad, kommen Sie heute abend zu einem kleinen Spielchen Baccarat herüber.“

„Danke, ich habe andres zu thun,“ antwortete Barnes kurz.

„Aha! Ich sehe! Träume junger Liebe! — Dritte Thür rechts, erster Stock!“ rief Danella mit seiner weichen francoitalienischen Stimme hinter ihm her, als er die Treppe hinaanstieg, um Marina aufzusuchen.

Der Graf kehrte anscheinend sehr guter Laune in sein Zimmer zurück und blätterte in den ihm von den Detektives gegebenen Aufzeichnungen. Er las sie durch und sann darüber nach, weshalb wohl Barnes und die junge Engländerin ein so großes Interesse für die englische Marine gezeigt hatten. Dabei fiel ihm ein, daß auch Miß Anstruther selbst

von dem Bilbe im Salon eigentümlich gefesselt worden war, und mit diesem Gedanken beschäftigt verließ er das Hotel, um spazieren zu gehen. Er ging nach dem Hafen und nach dem Hotel des Anglais, stellte an beiden Orten einige zweckdienliche Fragen und erlangte dadurch interessante Auskunft, die ihn zu tiefem Nachdenken veranlaßte, was schließlich zu eigentümlichen Ergebnissen führte, denn Russo Danella zog seine Schlüsse nach den Grundsätzen Machiavellis, die eine unmittelbare Eingebung Satans sind.

Barnes folgte der vom Grafen gegebenen Weisung und Marina öffnete ihm selbst die Thür. Sie war noch immer im tiefsten Schwarz, da sie seit ihres Bruders Tod Trauer trug. Ihre Gestalt, welche das eng anliegende Gewand in einer Reihe von Schönheitslinien zeigte, war vielleicht etwas voller und runder geworden, aber sie hatte darum nichts von dem Reiz der Anmut und Geschmeidigkeit verloren. In den beweglichen Zügen ihres Angesichts lag eine Spur von unterdrückter Traurigkeit, außer wenn eine Welle der Leidenschaft darüber glitt, und dann war es der lebendigste Ausdruck eben dieser Leidenschaft, die nichts neben sich duldet, was ihre Glut verringern kann.

Als Barnes ihr gegenüber stand, war er überrascht durch die stolze Kraft ihres Wesens und das lebhaft erregte Spiel ihrer Züge.

„Ah!“ rief sie, „endlich! Ich habe auf Sie gewartet! Sie bringen mir die letzten Worte meines Bruders — nein! Ich habe sein letztes Wort gehört, seinen Willkommgruß für mich — Marina! — das war für mich allein — das war sein Abschied von der Erde, nicht wahr?“ fragte sie mit ergreifender Traurigkeit, die in einem vollständigen Gegensatz zu der erregten Raschheit ihrer ersten Worte stand.

„Ja!“ sagte Barnes leise.

„Aber seine andern Worte, die Botschaft des Toten — und Sie haben sie mir nicht schon früher verkündet — schon lange — Sie konnten die Schwester warten lassen?“

„Als ich Corsica verließ, Mademoiselle, lagen Sie im Fieber und würden mich nicht verstanden haben.“

„Allerdings,“ entgegnete das Mädchen leise. „Verzeihen“

Sie mir, die grausame Enttäuschung von heute morgen hat mich gedankenlos gemacht. Aber diesen Meuchelmörder ein ganzes langes Jahr, Tag für Tag, Nacht für Nacht über die halbe Welt gesucht zu haben, ohne ihn zu finden — und diesen Morgen, als ich Gott pries, daß er ihn endlich in meine Hand gegeben hatte — wieder zu entdecken, daß es nichts — Nichts — Nichts!! war —“ Im Uebermaß ihres Schmerzes über die Enttäuschung warf sich das junge Mädchen auf einen Stuhl. Nach kurzer Zeit raffte sie sich wieder auf und sagte zu Barnes, der sie schweigend beobachtete: „Sie können mich nicht verstehen, Sie gehören zu einer Rasse, welche denkt, aber nicht empfindet. Danken Sie dem Himmel, daß er Sie nicht mit einem Herzen, sondern nur mit einem Gehirn gesegnet hat!“

„Aber Sie haben die Botschaft, die ich bringe, noch nicht gehört. Sie wird Ihre Enttäuschung mildern.“

„Dann sagen Sie mir jetzt nichts! Es ist, wie ich fürchtete; ich verbiete Ihnen, mir jetzt etwas zu sagen. Sehen Sie erst, was ich gethan habe, meinen Schwur zu halten — wie ich gearbeitet habe, den Mann zu finden, auf den meine Hand fallen soll — und wenn Sie dann noch glauben, daß Antonios Worte mich von der Aufgabe abwendig machen können, der ich mein Leben geweiht habe, dann übergeben Sie mir meines Bruders Botschaft!“

Sie sprach diese letzten Worte, als ob sie eine Eingebung seien, aber sie kam gewiß nicht von Gott, und da Barnes nicht antwortete, brachte sie ein großes Buch herbei, in welchem die Ergebnisse ihrer Nachforschungen mit der systematischen Genauigkeit eines Detektive eingetragen waren. Es ging daraus hervor, daß bei allem Haß ihre Verfolgung mit einer Ruhe und Ueberlegung durchgeführt war, welche bewiesen, daß ein scharfer Verstand dabei mitgewirkt hatte. Barnes schloß mit Recht, daß dies der Russo Danellas gewesen sei. Er war im höchsten Grad erfreut, eine Gelegenheit gefunden zu haben, ihre Aufzeichnungen durchzusehen, da er hoffte, daraus beurteilen zu können, ob Enids Bruder in Gefahr sei, entdeckt zu werden. Das erste Schriftstück, das er sah, war:

Verzeichniß der Offiziere von J. M. S. „Vulture“ 1882.

John Lenox Ward, Kapitänlieutenant.

Henry Lawson, T. Edgerton Keede, Walter Montrose Phillips, Nelson Trowbridge, The Hon. Matthew Lennox Hays, George Hotspur, Navigationsoffizier. Thomas F. Fearing, Chefingenieur. Mortimer N. Douglas, Zahlmeister. Wellington Elmwood, Arzt. Arthur William Herrick, Hilfsingenieur.	}	Lieutenants.
---	---	--------------

Dann folgten die Namen von etwa acht Midshipmen, Unteringenieuren u. s. w.

„Diese Liste haben wir von der englischen Admiralität erhalten,“ sagte das Mädchen, „sie ist durchaus zuverlässig, wie alle amtlichen Angaben.“

Barnes machte hier bei sich selbst die Bemerkung, daß Edwin Anstruther damals in Gibraltar als Passagier an Bord des „Vulture“ gekommen und folglich nicht in der Liste enthalten sei. Das erklärte ihm, weshalb es Marina nicht gelungen war, ihn zu entdecken.

Das nächste Schriftstück, worauf sein Auge fiel, überraschte ihn. Es bestand aus den sehr eingehenden Beschreibungen der sämtlichen in der Liste namhaft gemachten Offiziere, und jedesmal war die Photographie des betreffenden dem auf ihn bezüglichen Abschnitt beigelegt. „Wie sind Sie zu diesen Photographieen gekommen?“ rief Barnes erstaunt.

„Geduld und Geld — aber was nützen sie mir?“ entgegnete das Mädchen traurig. „Jeder vernünftige Mensch würde sagen, daß es einer von diesen Männern gewesen sein müsse, deren Gesichter hier in dem Buche sind. Kommen Sie, wir wollen sie zusammen durchmustern, Sie haben sein Gesicht an dem schrecklichen Tage gesehen, und Sie werden finden, daß keiner davon der Mörder ist, den ich verfolge.“

„Woher wissen Sie das?“

„Woher? Ich habe jeden der Offiziere, die in der

Liste stehen, gesehen, mit Ausnahme des Ingenieurs, der plötzlich nach China versetzt war, ferner dieses hier, der sich jetzt an der Goldküste von Afrika befindet, und Keebes, der jetzt dem ‚Ruby‘ in der Südsee zugeteilt ist. Ich habe mit ihnen gesprochen, wie ich mit Ihnen spreche, und sie haben alle gesagt, sie hätten an dem Tage, an welchem der ‚Bulture‘ Naccio verließ, zuviel zu thun gehabt, um Landurlaub nehmen zu können. Dann ging ich zum Kapitän, einem sehr zugeknöpften Schotten, der mir sofort sagte, daß keiner seiner Offiziere das Schiff an dem Tage verlassen habe. „Ich soll am Morgen, wo wir segeln wollen, einem Offizier Urlaub geben? Noch nicht einmal einem königlichen Prinzen, Madame!“ — und nun wußte ich, daß eine Verabredung zwischen ihnen bestand, worin sogar der Kapitän eingeschlossen war. Sie hatten sich verpflichtet, die Sache geheim zu halten, weil sie ein Kriegsgericht für ihren Kameraden fürchteten. In der französischen Marine würde ich ihn entdeckt haben, aber mit diesen Leuten, die zusammenhängen wie die Kletten und stets Schulter an Schulter kämpfen, war nichts anzufangen.“

„Und so verzweifelten Sie am Erfolg?“

„Verzweifeln? — Das würden Sie nicht sagen, wenn Sie mich kennen. Ich schlug einen andern Weg ein — die Lazarette! Leute, die krank und verwundet sind, reden in dem heißen ägyptischen Klima sehr leicht irre, und im Delirium kommt oft die Wahrheit an den Tag. Ich habe am Krankenbett einiger von ihnen geseh'n und einer ist sogar in meinen Armen gestorben — und doch kein Zeichen!“

Barnes starrte sie an; vor seinem Geiste stieg das siebzehnte Jahrhundert und die Brinwilliers empor.

„Wenn ich auch den Mann nicht finden konnte, nach dessen Leben ich dürstete,“ fuhr das Mädchen fort, „sah ich andre, deren Leben ich retten konnte. Ich pflegte die armen Opfer des Krieges und des Fiebers und ich habe wohl etwas Gutes gethan — sie sagten, ich sei sanft, und sie nannten mich ‚den Engel des Hospitals‘, und einer war ein goldhaariger, sächsischer Riese, dessen Angesicht so süß war wie das eines Kindes, und der, wie sie mir erzählten, ebenso

tapfer wie gut war — er trug ein Kreuz auf der Brust, dasselbe, das zu gewinnen, so viele sterben. Als sie ihn verwundet hereinbrachten, — sagte — ich: „Er soll nach seiner englischen Heimat zurückkehren, vielleicht hat er eine Schwester, wie mein armer Bruder, die in dem fernen, fernen Lande auf ihn wartet, und ich — — sie sagten, ich hätte ihm sein Leben gerettet — und er, — er nannte mich seine — seine —“

Barnes, dessen Augen auf den Boden gerichtet waren, erhob sie bei diesen Worten, und vor ihm stand, anstatt eines Dämons der Rache, ein Engel der Barmherzigkeit und vielleicht der Liebe, denn ein zartes Rot lag jetzt auf den Zügen des Mädchens.

Nach einer Pause tiefer Bewegung fuhr Marina mit einer kleinen Anstrengung fort: „Er nannte mich seine ‚Königin des Erbarmens‘ — und als er anfing etwas stärker zu werden, ging er mit mir im Mondschein in den Gärten des Khehive spazieren und sagte, meinen sanften Händen verdanke er sein Leben. Und als er wieder gesund war, sah er aus wie ein Gott — Edwin —“

„Edwin!“ rief Barnes aus.

„Ja, Edwin Gerard An— das letzte ist ein sonderbarer englischer Name, den eine süßliche Zunge nur schwer aussprechen kann — aber ich habe seine Karte,“ und dabei zeigte sie ihm eine Karte mit dem Namen von Enids Bruder und rief: „Sie kennen ihn auch? Ist er nicht herrlich?“ denn sie bemerkte etwas in Barnes' Ausdruck, was sie auf diesen Gedanken brachte.

„Nein, ich habe nur seine Schwester kennen gelernt.“

„Ja, sie ist schön, sie gleicht ihm — ich habe sie auch gesehen, in Paris, vor meinem Bilde — Sie lieben sie, nicht wahr?“ und dabei sah ihn Marina neugierig an.

Barnes blieb die Antwort auf diese Frage schuldig und brachte das Gespräch auf dessen ursprünglichen Gegenstand zurück. „Und nachher?“ fragte er.

„Nachher? — Graf Danella führte mich beinahe mit Gewalt aus Aegypten fort, das Klima bringe mich um, meinte er. Und dann malte ich das Duell — es war ein Werk

der Liebe und ein Werk des Hasses. Ich dachte, es würde vielleicht einer aus der ungeheuren Menge, welche den Pariser ‚Salon‘ besucht, durch irgend ein Zeichen vor dem Bild verraten, daß er die Scene wiedererkenne, und daß dadurch die Entdeckung des Mörders herbeigeführt werden könne. Ein Privatdetektive war stets in der Nähe und beobachtete die Beschauer, aber was hat das alles genützt? Es hat zu weiter nichts geführt, als zu Ihrer Verfolgung —“

„Und nach alle dem?“

„Ich würde nach China gereist sein, um den Ingenieur zu sehen, der dort ist — aber vor kurzem hat der Graf Mitteilungen aus Gibraltar erhalten, welche uns auf die Vermutung gebracht haben, daß noch andre Offiziere an Bord des ‚Vulture‘ waren, die nicht in der Liste enthalten sind. O, ich flehe zum Himmel, daß er nicht stirbt, ehe ich ihn erreiche! Er soll erfahren, daß Antonio Paoli eine Schwester hat,“ schloß das Mädchen, welches nun wieder ein Bild glühenden Hasses war.

Barnes hatte inzwischen Marinas Antlitz aufmerksam beobachtet und dabei überlegt, wie er ihr die Worte ihres sterbenden Bruders in einer Weise mitteilen könne, die wirklich Eindruck machte. „Als Sie an Ihr edles Thun in den ägyptischen Hospitälern dachten, hätte ich Ihnen gern die Botschaft des Toten ausgerichtet,“ sagte er, als sie schwieg, und nun erzählte er ihr mit tiefer Bewegung, wie ihr Bruder ruhig in seinen Armen gestorben sei und daß seine letzten Worte an ihn gelautet hätten: „Ich möchte lieber, daß meine Schwester mich vergäße, als daß die Erinnerung an meinen Tod ihr Leben zerstört,“ und dann fragte er sie, ob sie mit ihrer reichen Begabung, ihrer Schönheit und Güte, keinen bessern Zweck für ihr Leben finden könne, als nach dem eines andern zu trachten.

„Ich habe dasselbe auch oft gedacht,“ antwortete Marina ruhig, „aber ich bin Corfin. Der alte Tomasso würde mich verachten, und ich könnte meinen Nachbarn auf der lieben alten Insel nicht mehr ins Gesicht sehen — denn sie wissen, daß mein Bruder gemordet ist. Sie reden gerade wie de Belloc.“

„Ah! Sie haben ihn gefragt?“

„Natürlich! Ich habe ihm alle diese Bilder vorgelegt und ihn gebeten, mir den Schuldigen zu zeigen.“

„Und er?“ fuhr Barnes fort, denn Marina war verstummt und klopfte mit ihrem Fuße in ungeduldiger Leidenschaft auf den Teppich.

„Er!“ rief das Mädchen verachtungsvoll. „Er! Der angebliche Freund Antonios weigerte sich, auch nur einen Blick auf die Photographieen zu werfen, um mir zu meiner Rache zu helfen. Er sagte, der Zweikampf sei so ehrlich ausgefochten wie nur je einer und der junge englische Offizier sei ein Ehrenmann und tapfer gewesen.“

„So erschien er mir auch.“

„Ah! Sie stimmen mit ihm überein! — Ehrlich? Tapfer? Wenn der Mann, der meinen Bruder tötete, einen Panzer trug?“

„Wer hat Ihnen das gesagt?“ stieß Barnes hervor.

„Matteo, der Wirt — der Mann war in die Seite getroffen und würde gestorben sein wie sein Opfer, wenn ihn seine feige Hinterlist nicht geschützt hätte.“

Barnes erklärte ihr nun den Zwischenfall mit der Münze und wies darauf hin, daß sie das ja selbst in ihrem Bilde zur Darstellung gebracht habe.

„Ich hätte nicht gedacht, daß mein Bild so schlecht sei,“ unterbrach ihn das Mädchen mit einem harten Lachen. „Es soll eine Schuppe des Panzers vorstellen, welche von der Kugel abgerissen ist.“

„Und Sie wollen nicht vergessen? — auch jetzt nicht, nachdem ich Ihnen erklärt habe, daß Matteo gelogen und daß der Kampf ein vollkommen ehrlicher gewesen ist?“

„Nein! Wenn auch. Solange ich dies habe, um mich an ihn zu erinnern, nicht!“ entgegnete Marina nach kurzem Nachdenken, auf ein Bild ihres Bruders zeigend, welches an der Wand hing, und brachte dem Amerikaner die zerbrochene Pistole. „Sie ist mit seinem Blute besleckt!“ stöhnte sie und zog eine kleine Bleifugel, die an ihrem weißen Halse hing, aus ihrem Busen hervor. „Diese Kugel,“ schluchzte sie mit schmerzlich zuckender Lippe, „hat meinen Bruder getötet. Ich werde meines Schwurs gedenken!“

„Sie sind noch jung,“ entgegnete Barnes traurig, „der Tag wird noch kommen, wo Sie erkennen werden, daß Liebe glücklicher macht als Haß.“

Aber sie erhob sich, als ob sie dem Gespräch ein Ende machen wolle. „Solange ich lebe, werde ich nur eine Leidenschaft kennen,“ antwortete sie, „und das ist Haß. Und wenn alle Männer der Welt um mich werden, ich will nichts von Liebe wissen, bis dies beendet ist.“

„Auch nicht, wenn Edwin Anstruther in den Gärten des Khehive gefragt hätte?“

Marina zuckt zusammen und schwankt, als ob ein Schlag sie getroffen. Eine heiße Blutwelle flutet über ihr Antlitz und strömt dann zum Herzen zurück. Totenblaß vor Glend sinkt sie in einen Stuhl und stößt einen Schrei herzzerreißender Sehnsucht aus.

So verläßt Barnes sie, trotz seines gewöhnlichen Gleichmuts selbst tief erschüttert, denn er hatte an dem Tag mehr Ueberraschungen gehabt, als ihm angenehm war.

„Allmächtiger Gott! Wenn die beiden sich treffen und sie sollte jemals erfahren, daß er . . .“ dachte er in einer Art von Betäubung, aber er wagte es nicht, den Gedanken auszudenken.

Elftes Kapitel.

Der Andre.

Nachdem Barnes wie geistesabwesend drei Streichhölzer verbraucht hatte, ohne mit dem Anzünden seiner Cigarre zustande zu kommen, schlug er den Weg nach seinem Hotel ein, die verschiedenen Möglichkeiten in Bezug auf Enids Bruder bedenkend, und kam zu dem Schluß, daß der junge Offizier Nizza sobald als möglich verlassen müsse. Wenn Edwin seinen Aufenthalt hier verlängerte, konnte es gar nicht ausbleiben, daß sie sich trafen. Marina würde ihn gewiß früher oder später entdecken. „Wenn ich seine Ermordung wohl auch verhindern könnte, woran ich nicht zweifle,“ dachte er,

„so würde es doch eine unangenehme Verwickelung geben, und wenn er wirklich derjenige ist, für den ich ihn halte, dann muß er womöglich heute abend noch fortgeschafft werden.“ Während er sich die Einzelheiten der Angelegenheit überlegte, sah er unangenehme Pflichten in jeder Richtung vor sich auftauchen.

„Ich werde dem Burschen sagen müssen, daß er ein Menschenleben vernichtet hat und daß er sein eignes Leben fortan ebenso sorgfältig in acht nehmen muß, wie der Zar von Rußland seine kostbare kaiserliche Wohlfahrt behütet. Und dann, wie weit soll ich in meinen Enthüllungen Edwin gegenüber gehen? Ich kann ihm doch nicht sagen, daß sein Engel der Barmherzigkeit ihn sofort umbringen wird, sowie er ihn entdeckt, das würde er mir ohnehin nicht glauben. Und dann, wenn er Marina liebt —“ hier stieß Barnes ein langes, leises Pfeifen aus und begann, die Sache noch einmal von vorn an zu bedenken. Er hatte inzwischen die Promenade des Anglais erreicht, welche mit fremden Besuchern gefüllt war, die die zunehmende Wärme noch nicht vertrieben hatte. Hier erreichten seine trübseligen Gedanken plötzlich ein Ende und er fand, daß seine Aufgabe in der möglichst angenehmen Weise gelöst sei.

Ein offener Landauer kam ihm in der Straße entgegen. Darin saß eine junge Dame von strahlender Schönheit, im frischesten weißen Sommerkleid, mit einem Sträußchen duftiger Rosenknospen an der Brust und einer Schärpe von schimmerndem Atlas in derselben zarten Farbe, kurz eine Erscheinung, welche alle Männeraugen auf der Promenade auf sich zog, ausgenommen die des jungen Amerikaners, der in finstere Gedanken versunken war. Neben der jungen Dame saß ein unschönes Mädchen, mit rundem Gesicht, hochaufgeschossen und eckig, groß genug, um für sechzehnjährig zu gelten, und gekleidet, als ob es elf wäre. Das Kind war bunt, wie ein Papagei, von feinen Bronzeschuhen und kardinalroten Strümpfen bis zu dem blauen Hut mit roten Federn. Die zwischen diesen Grenzen liegenden Teile waren in ein gelbes Kleid mit purpurroter Schärpe gehüllt. Als Barnes in die Nähe des Wagens gelangt war, gab die junge Dame

dem Kutscher plötzlich ein Zeichen. Die Pferde wurden angehalten und eine sanfte Stimme fragte in scherzhaftem Klagenon: „Wie, Sie reden mich nicht an?“

Auf der Stirne des so angerebeten Herrn lag eine düstere Wolke und er dachte gerade, daß er Enid Anstruther einen ganzen Tag lang nicht gesehen habe und daß vierundzwanzig Stunden eine kleine Ewigkeit seien. Jetzt erwachte er aber aus seiner Teilnahmslosigkeit, die Wolke auf seinem Gesicht wurde zum Sonnenschein, er nahm den Hut ab und antwortete: „Sie anreden? Natürlich! Solange ich nicht im Asyl für Taubstumme bin!“ und als er sah, daß Miß Anstruther ihm die Hand entgegenstreckte, ergriff er sie mit innigem Druck.

Seine Worte brachten das edige Mädchen zum Lachen. „Sie sind aber gelungen! Sie sind gewiß der berühmte Barnes von New York!“ fragt es.

„Und Sie, wie ich vermute, die nicht minder berühmte Miß Maud Chartris?“

„Ja,“ lachte sie, „ich bin das kleine Mädchen, dem Sie genug Zuckerwerk geben wollen, um es ein Jahr krank zu machen. Enid hat mir das gesagt. Sie hat sich immer nach Ihnen umgesehen, nicht wahr, Enid?“

Diese Worte brachten eine wunderbare Farbe in Miß Anstruthers Wangen, welche, wie Barnes meinte, ihr sehr hübsch stand. Er war gespannt, wie sie es erklären werde, was die kleine Unschuld in ihrer Aufrichtigkeit ausgeplaudert hatte, und sie that das rasch und mit großer Sicherheit. „Ja, ich habe mich nach Ihnen umgesehen, Sie werden ein Briefchen von mir in Ihrem Hotel finden,“ und dann wandte sie sich mit plötzlicher Strenge zu der kleinen Sünderin an ihrer Seite: „Maud, wenn du nicht aufhörst, an deinem Sonnenschirmgriff zu lutschen, wird Mr. Barnes vergessen, daß er dir Zuckerwerk versprochen hat.“

„Er wird sich schön hüten,“ entgegnete Maud mit einem Grinsen des Nachbewußtseins. „Der Andre versuchte es auch, mit der Bonbonniere durchzugehen, die er mir versprochen hatte, und du weißt ja, wie ich ihn dafür in die Klemme gebracht habe.“

Die Worte „der Andre“ hatten für Barnes, ebenso wie für Miß Anstruther, die sich plötzlich angelegentlich für den Rutscher zu interessieren schien, einen unangenehmen Klang.

„Was hast du ihm gethan?“ fragte er neugierig.

„Ich — ich habe ihn dahin gebracht — zu fragen —“

Bei diesen Worten zeigte das Angesicht seiner Göttin einen so peinlichen Ausdruck, daß Barnes alles weitere mit den Worten abschchnitt: „Lauf in die Konditorei da unten und kauf dir, was du willst. Ich komme nach und bezahle.“ Maud sprang sofort aus dem Wagen und verschwand, ohne auf eine zweite Aufforderung zu warten.

„Weshalb machten Sie dies übereilte Anerbieten?“ fragte Miß Anstruther unbefangen.

„Weil ich Sie von der Aufrichtigkeit der kleinen Unschuld befreien wollte,“ antwortete Barnes, über seine gewandte Lüge lachend.

„Ich fürchte, Ihr diplomatisches Kunststückchen wird Ihnen viel Geld kosten. Sie haben keine Vorstellung von ihrer Aufnahmefähigkeit für Bonbons, aber Sie haben sie sich zur Freundin gemacht; als Feindin ist sie rachsüchtig und boshaft. — Weshalb haben Sie mich gestern abend nicht besucht? Ich war so einsam.“

„Einsam? Mit Ihrem Bruder?“ entgegnete der Amerikaner.

„Mein Bruder war nur eine halbe Stunde bei mir. Sein Schiff hatte plötzlich Befehl erhalten, nach Gibraltar zu gehen, und ist gestern abend bei Sonnenuntergang abgefegelt.“

Barnes stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, seine Aufgabe war gelöst. Edwin Anstruther hatte Nizza verlassen, für jetzt konnte es also keine Unannehmlichkeiten geben. Während er dies bedachte, fuhr Enid fort: „Ich konnte Sie gestern abend nicht auffordern, mich zu besuchen, weil ich allein war, wären Sie aber von selbst gekommen, würde ich ein Auge zugedrückt und Sie angenommen haben. Jetzt ist aber Lady Chartris eingetroffen und unter dem Schutz ihrer mütterlichen Fittiche werde ich mich freuen, Sie jederzeit zu empfangen — heute abend hoffentlich! — O, du unbescheidenes Mädchen!“ Diese Worte waren an Miß Chartris

gerichtet, welche sich, gefolgt von dem Mann aus dem Laden, dem Wagen näherte. Der Konditor war mit zahlreichen Paketen von Süßigkeiten aller Art beladen und dementsprechend höflich und dienstbeflissen.

„Der Grund, weshalb ich so viel genommen habe, ist, weil ich einen hungrigen Bruder und eine dito Schwester habe, und der Grund, weshalb ich so wenig genommen habe, ist, weil es alt und trocken wird,“ sagte die philosophische Maud. „Bis zum nächstenmal, besten Dank, Mr. Barnes von New York.“

„Erhältst du denn zu Hause nicht genug zu essen?“ fragte der Herr.

„Wenigstens nicht genug marrons glacés,“ erwiderte Maud mit vollem Munde, und als sich der Wagen wieder in Bewegung setzte, rief sie: „Sie gefallen mir besser als der Andre! — Weshalb siehst du mich denn so wütend an?“ Die ersten Worte waren an Mr. Barnes, die letzten an Miß Anstruther gerichtet, die errötete und etwas gezwungen lachte. Barnes aber blieb in finsternem Brüten über „den Andern“ zurück, der eine neue Beunruhigung für ihn war. „Wer, zum Teufel, ist der Andre und wie hat ihn Maud in die Klemme gebracht, — wenn sie ihn nur so fest geklemmt hat, daß er nicht wieder auftaucht, werde ich ihr etwas Hübsches schenken.“ Unter diesen boshaften Betrachtungen bezahlte Barnes den Konditor und meinte dabei, ein armer Arbeiter könne mit dem Betrag der Bonbonsrechnung mehrere lange Streiks aushalten. Bei seiner Rückkehr ins Hotel fand er dort ein kleines Briefchen in Enids Handschrift, welches ihm die Sonne etwas heller scheinen ließ, als er las:

„Donnerstag.

„Lieber Mr. Barnes!

„Lady Chartris ist eingetroffen. Ich kann Sie nunmehr bitten, mich zu besuchen, um Ihnen nochmals zu danken. Wir werden heute abend nach acht Uhr zu Hause sein.

Ihre

Hotel des Anglais,
Nizza.

Enid A. Anstruther.“

Auch sein Diener und Gepäck waren von Paris angelangt. Barnes konnte also einen Gesellschaftsanzug anlegen und fühlte sich darin entschieden behaglicher, — wie das Herrn in der Regel thun, sie scheuen nur die Mühe des Umkleidens. Nach dem Diner suchte er Weisheit in der Inspiration, welche von der Havanna eingeführt wird, und faßte zwei Entschlüsse: erstens, Miß Anstruther nichts von seiner Besorgnis merken zu lassen, daß ihr Bruder den Zweikampf gehabt und seinen Gegner getötet hatte — „es wäre am besten, wenn sie nie etwas davon erführe,“ dachte er — zweitens, sich vollständige Gewißheit darüber zu verschaffen, ob Edwin Anstruther der englische Offizier sei, der Antonio an jenem Morgen bei Naccio gegenübergestanden hatte. Er meinte mit etwas vorsichtigem Auf-den-Busch-Klopfen und einem Blick in das Photographiealbum Enids werde das nicht so schwierig sein. Vielleicht würde er bei dieser Gelegenheit auch ein Bild „des Andern“ sehen. Dies lenkte seine Gedanken in eine neue Richtung und er fragte sich, wie lange es wohl noch dauern werde, bis er den Verlobungsring kaufen könne, und ob „der Andre“ —? Hier sprang er plötzlich auf und ging eiligst nach dem Hotel des Anglais, denn es war ihm der schreckliche Gedanke durch den Kopf gefahren: „Wie? Wenn ‚der Andre‘ in Nizza wäre?“

Ganz bestimmt war „der Andre“ nicht anwesend, als Mr. Barnes das hübsche kleine Empfangszimmer betrat, von dessen Fenstern man auf der einen Seite das Meer, auf der andern die öffentlichen Anlagen übersah, denn da die Saison an der Riviera fast zu Ende war, hatte Lady Chartris beinahe die besten Zimmer im Hause. Die Gasflammen waren klein gedreht und er glaubte, es sei niemand anwesend. Bald hörte er jedoch eine Stimme, welche aus einer der tiefen Fensternischen kam, und er erkannte Enid in dem Licht des Mondes, welches sich von außen über sie ergoß, und eine andre neue Empfindung stieg in ihm auf. Zum erstenmal sah er das Mädchen, welches er liebte, in vollem Gesellschaftsanzug. Ein leichtes, duftiges Gewand schien sie mehr zu umschweben als zu umhüllen und ließ ihren Hals und ihre Arme sehen, die von einer

köstlichen Schönheit waren und in dem gedämpften Licht leuchteten und glänzten, als ob sie der verlorenen Venus des Pragiteles geraubt und dem Mädchen gegeben seien, um die Schönheit seines Angesichts zu ergänzen und zu steigern. Enid erhob sich nicht, um ihm entgegen zu gehen, sondern sagte einfach: „Bitte, setzen Sie sich zu mir ins Fenster, der Abend ist zu wundervoll, um ihn durch Gaslichter zu verderben. Lady Chartris wird in einigen Minuten hier sein und ich vermute, sie wird dann erwarten, daß wir die strengsten Formen beobachten und den Kellner herbeirufen, um den Kronleuchter anzuzünden.“

Barnes entgegnete nichts, aber er ging mit kühnen Schritten auf seine Göttin zu, ergriff ihre Hand und behielt sie vielleicht etwas zu lange, oder drückte sie etwas zu innig, denn sie stieß ein kleines: „O!“ aus und sagte etwas böshaft: „Muß ich Ihnen dafür danken, daß dieses Zimmer in eine Rosenlaube verwandelt ist?“

Barnes sah sich um und bemerkte, daß eine ungeheure Menge Rosen überall im Zimmer verteilt war. Er hatte sie nicht geschickt und er schalt sich innerlich dafür, daß er nicht daran gedacht, aber den, der sie gesandt, verwünschte er in die tiefsten Tiefen, denn er war überzeugt, daß es „der Andre“ gewesen sei.

„Nein,“ entgegnete er langsam, „Sie müssen sonst jemand für die Rosen danken, ich bin ein Mann der Geschäfte und, um die Wahrheit zu sagen, ich hatte heute an praktischere Dinge zu denken, für Sie zu denken, als an Blumen.“

Dies war ein viel gewandterer Schachzug, als er ahnte. Sein einziger Gedanke war, den Eindruck, daß er weniger aufmerksam sei als „der Andre“, abzuschwächen, aber er hatte jetzt das Mädchen neugierig gemacht, und diese Neugier erwartete ihre Befriedigung von ihm.

„Für mich?“ fragte Miß Anstruther, die plötzlich Feuer und Flamme war, „praktischere Dinge? Was meinen Sie? Ist etwas mit meinem Gepäck nicht in Ordnung? Ist ein Koffer verloren gegangen? Habe ich etwas im Eisenbahnwagen liegen lassen? — Oder betrifft es diese schrecklichen Männer?“

„Nichts von alle dem. Sie brauchen übrigens die Männer nicht mehr zu fürchten, ich war es, den sie verfolgten. Für jetzt kann ich Ihnen nichts mehr sagen,“ entgegnete Barnes, der erkannte, daß er einen glücklichen Gedanken gehabt, dessen Wirkung er nicht wieder zerstören wollte. „Sie haben wohl keine Ahnung, von wem diese Blumen kommen?“

„O ja! Raten Sie mal, wer sie geschickt hat?“

„Der Andre,“ murmelte er in so trübseligem Tone, daß Miß Enid in ein helles Lachen ausbrach.

„Nein,“ antwortete sie, „sie kommen von Edwin — meinem Bruder — natürlich!“ und dann erröthete sie ein wenig. „Es gibt keinen ‚Andern‘,“ fügte sie hinzu, und als sie bemerkte, wie Barnes' Antlitz bei dieser unbeabsichtigten, aber sehr bedeutungsvollen Bemerkung aufleuchtete, schlug sie verwirrt die Augen nieder. Sie sammelte sich indes rasch wieder und beschloß ihre Rede: „Es gibt überhaupt keinen, also kann es natürlich auch keinen ‚Andern‘ geben.“

„Ah! Je rascher dann einer auftaucht, um so besser,“ erwiderte Barnes innig, denn er war der Ansicht, daß wenn eine Frau bei einem Gedanken erröthet, dieser sie sehr ernstlich beschäftigt haben muß, und er schloß demnach sehr weise, daß seine Geliebte an ihn und zwar gerade in der Beziehung zu ihr gedacht hatte, in die er zu treten wünschte, und das war die eines ungefügigen Liebhabers.

„Was meinen Sie damit?“ fragte Enid zurück, die nicht ganz begriffen hatte, worauf er hinaus wollte, obgleich es ihr sonst an rascher Auffassungsgabe keineswegs fehlte. Seine Antwort ließ keinen Zweifel mehr aufkommen.

„Ich meine —“ er sprach sehr langsam, „— ich meine, was für eine schöne Hand Sie für einen — — Trauring haben!“

Die unverblünte Andeutung, die in dieser Bemerkung lag, erschreckte Miß Anstruther. Sie mochte nicht sagen, daß sie keine schöne Hand habe, denn ihre Eitelkeit sagte ihr, daß das eine Unwahrheit sein würde, und wenn sie es zugab — was würde dann das nächste sein? — Amerikaner sind eilig, und dieser da war augenscheinlich der flotteste Kenner der Klasse. Er kannte sie jetzt zwei Tage und hatte

mehr angedeutet, als viele Männer kaum nach einem Jahr der Werbung anzudeuten wagen würden.

Da kam ihr ein guter Gedanke. Sie schmetterte ihn nieder mit den Worten: „Das kommt ganz darauf an, wer ihn anstecken würde,“ allein da sie bemerkte, daß Barnes schwerer getroffen war, als sie beabsichtigt hatte, verlor sie den Kopf und milderte, was sie gesagt, durch ein unbesonnenes: „O, das gilt nicht Ihnen — Ihnen nicht!“ und geriet nun erst recht in Verwirrung.

„Mir nicht!“ Barnes hatte ihre Hand ergriffen und wäre vielleicht zum Aeußersten geschritten und würde damit sehr thöricht gehandelt haben, denn Miß Anstruther war eine junge Dame, deren Stolz einen Sturm auf die Citadelle ihrer Liebe nicht wohl aufgenommen und keinesfalls nach nur achtundvierzigstündiger Belagerung in eine Uebergabe gewilligt haben würde. Allein in diesem Augenblick ertönte eine dünne Stimme — nicht die des Gewissens — in sein Ohr: „Ich sitze hier ganz ruhig im nächsten Fenster. Ich dachte, es wäre besser, es dir zu sagen, Enid, da du es immer gern weißt, ob ich in der Nähe bin, wenn du Herrenbesuch hast.“

Das tiefe Schweigen, welches folgte, wurde von Miß Anstruther unterbrochen, welche streng sagte: „Maud, lüge nicht so unverschämt!“

„Es ist wahr! Du weißt, du hattest es nicht gern, daß ich da war, wenn der Andre kam.“

Enid erhob sich voll Entrüstung, die Röthe des Zornes in den Wangen und eine Thräne des Verdrusses in den Augen, den Mund fest geschlossen, aber zitternd vor Aerger, während sie mit großer Entschiedenheit sagte: „Bis du gelernt hast, mich und die Wahrheit zu achten, verlässest du das Zimmer.“

„Nein!“ erwiderte Maud, aus der Fensternische hervorkommend, „und wenn du mich so anfährst, werde ich ihm sagen —“. Weiter kam sie aber nicht, denn Miß Anstruther hatte die Thüre aufgerissen und rief: „Wenn du nicht augenblicklich machst, daß du hinaus kommst und den ganzen Abend fortbleibst, werde ich deiner Erzieherin sagen — du

weißt ja was!“ Diese letzten Worte waren mit bedeutungsvollem Drohen gesprochen.

Maud stieß ein klägliches: „Bitte, bitte nicht!“ aus und rannte in der größten Angst aus dem Zimmer.

„Der Geist siegt über die Materie!“ bemerkte Barnes.

„Ja,“ entgegnete Miß Anstruther, während sie klingelte und dem eintretenden Kellner befahl, das Gas anzuzünden, worauf sie jedoch nicht nach dem Fenster zurückkehrte. „Ich lasse immer ein unentdecktes Verbrechen Mauds über ihrem Haupte schweben und drohe in verzweifelten Fällen, sie der Gerechtigkeit zu überliefern. Wäre das nicht, so könnte ich nicht mit ihr in demselben Hause leben. — Und nun, wollen Sie mir einen Gefallen thun?“

„Gewiß!“

„Dann sagen Sie mir, was Sie auf der Reise für mich ausgelegt haben.“

Manche Männer hätten wohl geantwortet „nichts“, und die Folge wäre gewesen, daß man nie wieder eine Gefälligkeit von ihnen erbeten hätte. Allein Barnes war in Geschäftssachen Amerikaner und in seinen Gewohnheiten ein Gentleman. Er holte sein Taschenbuch hervor und nannte die Summe.

„Ihr Geld kann ich Ihnen wiedererstaten,“ sagte das junge Mädchen einfach, ihm eine Anzahl Banknoten überreichend, „aber Ihre Güte — ich werde sie nie vergessen. Mein Bruder entsinnt sich nicht, Sie schon gesehen zu haben, aber er hat mich beauftragt, Ihnen auch in seinem Namen zu danken.“

Damit war dem Gespräch eine Barnes sehr erwünschte Wendung gegeben.

„Wenn Sie ein Bild von ihm haben,“ bemerkte er, „kann ich's mit Bestimmtheit sagen.“

„Ja — hier ist mein Medaillon — so sah Edwin vor zwei Jahren aus,“ entgegnete Enid mit einem stolzen Lächeln und reichte ihm die goldne Kapsel, welche das Gesicht eines dunkelhaarigen Mannes von etwa dreißig Jahren umschloß.

„Meinen Sie, daß es mir gleicht?“ fragte sie nach einer kurzen Pause.

„Nicht im geringsten,“ antwortete Barnes sehr leichtert, denn was er sah, war gewiß nicht der Offizier, der den Zweikampf gehabt hatte. „Er ist so schwarz wie die Nacht und Sie sind blond.“

„Unmöglich! Lassen Sie sehen!“ Sie nahm das Medaillon.

„Das ist nicht mein Bruder!“ rief sie, als sie einen Blick darauf geworfen. Ein tiefes Rot bedeckte ihre Wangen und ihre Augen flammten vor Entrüstung. „Das ist ein erbärmlicher Scherz des gräßlichen Kindes,“ sagte sie tief erregt. „Maud hat das Bild meines Bruders herausgenommen und das eines — Freundes hineingethan.“

„Das eines Freundes? Weiter nichts?“ sagte Barnes nachdrucksvoll, denn er war sehr eifersüchtig auf den Mann im Medaillon geworden.

„Wenn ich einen — einen — Liebhaber hätte, der mir teuer genug wäre, um sein Bild auf dem Herzen zu tragen, würde ich es nicht den Blicken andrer preisgeben, ich würde es ganz allein für mich haben wollen. Ihnen eine solche Erklärung über die Sache zu geben, war ich natürlich durchaus nicht verpflichtet.“

„Natürlich nicht,“ murmelte der arme Barnes demütig, denn er hatte das Gefühl, als ob er die Prügel bekäme, die Maud Chartris verdient hatte. „Sie sind gewiß, daß die Kleine es gethan hat?“

„Ganz sicher! Lord —“ sie hielt inne und verbesserte sich dann, „der Herr, dessen Gesicht Sie in dem Medaillon gesehen haben, ist ein Gentleman.“

„O! Ein Lord ist ‚der Andre‘,“ dachte der Amerikaner. „Es ist ein Glück, daß sie Engländerin ist. Wäre Enid Anstruther von meiner Seite des großen Teiches, würde ich nicht einen Schatten von Aussicht haben.“ In seinem Interesse für die Schwester vergaß er seine Sorge um den Bruder, und da Lady Chartris jetzt eintrat, wandte sich das Gespräch andern Gegenständen zu.

Lady Chartris war eine dicke Dame von etwa fünfzig Jahren. Sie bemühte sich, eine Jugendlichkeit zur Schau zu tragen, welche für sie einer fernen Vergangenheit an-

gehörte, und sprach gerne von ihrer frühen Verwitwung und daß sie eine junge Frau sei, die allein in der Welt stehe und nur ihre Babies habe. „Das ist meine älteste,“ sagte sie, Mauds Hand streichelnd, denn sie konnte die Schulter dieser jungen Dame nicht erreichen, die allen ihren Mut zusammengenommen hatte und ihrer Mutter ins Zimmer gefolgt war.

„Ah! Ein liebes Kind,“ meinte Barnes voll Interesse, denn er hatte triftige Gründe, sich die Mutter zur Freundin zu machen. „Wie alt? — Elf?“

„Ja, beinahe zwölf,“ erwiderte Lady Chartris. „Wie gut Sie das Alter zu schätzen verstehen.“

„O, wenn man Sie ansieht, weiß man, daß die Kleine nicht älter sein kann,“ sagte Barnes und errötete nicht einmal bei diesen Worten. „Für ihr Alter sehr groß.“

„O, ich war schon ebenso groß, wie jetzt, als ich dreizehn alt war!“ warf Maud dazwischen, welche begierig darauf gewartet hatte, etwas ihrer Mutter Unbequemes zu sagen. Dieses Schweigen der Verlegenheit folgte denn auch zu ihrer größten Freude dieser hoshafsten Zwischenrede, nur unterbrochen von einem leisen, etwas schadenfrohen Lachen Enids, welche ihre Laune noch nicht wiedergefunden hatte.

„Zehn, meinst du, Kleine,“ rief die Mutter endlich aus. „Du verwechselst zehn mit dreizehn. Deine Lehrerin muß dir mehr Rechenstunden geben, ich werde mit ihr sprechen.“

Bei dieser Aussicht auf vermehrte Unterrichtsstunden machte das jugendliche Ungetüm ein sehr langes Gesicht, während Enid das Gespräch durch die Bemerkung wieder aufnahm, daß sie am nächsten Tage nach Monte Carlo abzureisen beabsichtigen.

„Ja, wir gehen nach Monte Carlo,“ wiederholte Lady Chartris, aber sie lud Barnes nicht ein, sich ihnen anzuschließen, worauf dieser junge Mann den Vorschlag machte, ihnen die öffentlichen Anlagen bei Mondscheinbeleuchtung zu zeigen, da es ihr letzter Abend in Nizza sei.

Enid stimmte halb zu, während Lady Chartris der Ansicht war, es sei dazu etwas zu spät, und das Gespräch wandte sich kurze Zeit andern Dingen zu. Lady Chartris

sprach von Amerikanern und nannte dabei auch den Namen der Gräfin Morington. „Sie ist, glaube ich, Amerikanerin. Kennen Sie die Dame?“

„So ziemlich,“ entgegnete Barnes, „sie ist meine Schwester.“

„O!“ rief die Witwe aus, auf die das augenscheinlich Eindruck gemacht hatte, denn Lady Morington war einer der Hauptsterne der Londoner Gesellschaft. „Es freut mich, daß ich eine Verwandte von Ihnen kenne — aber wenn wir mit Ihnen in die Anlagen gehen wollen, wäre es gut, wenn wir uns gleich zurecht machten.“

Ehe die Damen das Zimmer verließen, um Hut und Shawl anzulegen, forderte Lady Chartris Barnes auf, sie nach Monte Carlo zu begleiten, und dieser nahm die freundliche Einladung mit Freuden an. Kurz darauf waren sie in den Anlagen, und da Lady Chartris den unberechenbaren Bewegungen Miß Mauds folgte, sah sich Barnes bald allein mit Miß Anstruther, die an seinem Arm hing.

„Ich bin zu dem ungezogenen Mädchen gegangen,“ sagte die junge Dame, nachdem sie sich versichert hatte, daß die Mutter nicht in Hörweite sei, „und habe meines Bruders Bild zurückverlangt. Maud hat die That eingestanden, behauptet aber, das Bild verloren zu haben, und nun habe ich keins, das ich Ihnen zeigen kann. Aber wenn Sie meinen Bruder jemals getroffen haben, können Sie ihn kaum vergessen. Er ist blond, wie ich.“

„Und sehr groß?“ fragte Barnes, welcher sich erinnerte, daß Marina ihn einen sächsischen Riesen genannt hatte.

„Für einen Engländer nicht sehr groß, als Franzose würde er groß sein.“ Diese Beschreibung paßte ganz gut auf den Duellant.

„Hat Ihr Bruder eine in die Augen fallende Eigentümlichkeit?“

„Nein, außer daß er sehr edel aussieht.“

„Eine solche Beschreibung würde jede Schwester machen,“ erwiderte Barnes. „Meine Schwester meint ohne Zweifel ebenfalls, daß ich sehr edel aussehe.“

„Wirklich?“ Der ungläubige Ton und das erstaunte

Emporziehen der Augenbrauen waren nicht gerade schmeichelhaft, aber gleich darauf sagte Enid lachend: „Ich glaube nicht, daß ich parteiisch bin. Mein jüngerer Bruder Arthur sieht entschieden nicht edel aus. Er verspricht ein kleines Scheusal zu werden.“

Es gelang Barnes nicht, etwas über Edwin zu erfahren, was ihn zufrieden gestellt hätte, und er versuchte das Gespräch auf seine eignen Angelegenheiten zu lenken, allein er fand, daß das nicht leicht sei. Enid war sehr vorsichtig, oder, wie er es innerlich ausdrückte: „in Gefühlsachen ein scheues Vögelchen.“ Er mochte versuchen, was er wollte, die junge Dame lenkte jeden ernstern Anlauf, den er nahm, durch einen Scherz ab, und plötzlich fiel es ihr ein, daß sie Lady Chartris verloren hatten, und nach kurzem vergeblichen Suchen sprach sie die Vermutung aus, ihre Beschützerin sei in das Hotel zurückgekehrt und sie müsse sofort folgen. Als sie die Anlagen verließen, begegneten ihnen zwei Gestalten, welche Barnes grüßte, die eine war Musso Danella, die andre Marina.

„Das junge Mädchen habe ich schon gesehen,“ bemerkte Enid nachdenklich, „— es ist die junge Dame, die das schreckliche Bild, das Duell, im „Salon“ gemalt hat.“

„Ja,“ sagte ihr Begleiter, „ich stand daneben, als Sie es bewunderten.“

„So? Ich habe Sie nicht bemerkt, aber das ist wohl erklärlich, da ich Sie damals noch nicht kannte.“

„Ich werde Ihnen beweisen, daß ich in Ihrer Nähe war,“ entgegnete Barnes. „Sind Sie sehr verliebt in den Mann auf dem Bild, welcher Teilnahme zeigt?“

Bei diesen Worten lachte Miß Anstruther heiter. „Verliebt?“ rief sie. „Nein, im Gegenteil, ich hasse ihn, er ist so häßlich.“

„Weshalb haben Sie dann gesagt, Sie liebten ihn? Sie könnten leicht falsche Hoffnungen erwecken.“

„Was? In einem Manne von Delfarbe?“ sagte das junge Mädchen erstaunt.

„Nein — in seinem lebenden Original.“

Bei dieser überraschenden Bemerkung öffnete das junge

Mädchen die Augen. „Ja —“ sagte sie, „wenn er mich hätte hören können!“

„Das ist gleichgültig, Sie müssen in solchen Dingen vorsichtiger sein,“ fuhr Barnes in beinahe feierlichem Tone fort. „Junge Mädchen können nicht vorsichtig genug sein. Wenn der Mann Sie gehört hätte, wäre er vielleicht sehr unglücklich geworden. — Weshalb sagten Sie es?“

Das junge Mädchen brach über Barnes' salbungsvollen Ton in ein silbernes Lachen aus und dann verblüffte sie ihn mit den wunderbaren Worten: „Weshalb ich es sagte? — Es war eine List! Aber wir sind am Hotel des Anglais, gute Nacht, Mr. Barnes von New York!“ — Dann lachte sie noch einmal. Als sie die Treppe hinaufgelaufen und in ihrem Zimmer angelangt war, betrachtete sie mit tiefem Ernst ihr anmutiges Selbst im Spiegel und ein paar Thränen trübten ihren Blick. „Du bist für mich verloren,“ sagte sie zu dem schönen Bild, „du wirst nicht mehr lange mein sein, du wirst ihm gehören! Er wird mich besiegen, ich kann es in seinen Augen lesen, er ist einer von den abscheulichen Männern, die umhergehen und arme Mädchen zwingen, sie zu heiraten, sie mögen wollen oder nicht.“ Und dann lachte sie und seufzte und fragte sich, ob er wohl sehr schwer zu zähmen sein werde. „Der Glende!“ rief sie plötzlich. „Wenn er es heute abend gewagt hätte, von seiner Liebe zu sprechen, ich hätte ihn zermalmt! — O, wenn er nur mit mir spielte!“

Bei diesem Gedanken wurde sie sehr blaß und ein Gefühl kam über sie, als ob sie ersticken müsse. Sie ging zu Bett und weinte ein bißchen, süße, angenehme Thränen, bis die Besorgnis, daß er am nächsten Morgen rote Augen bei ihr sehen würde, sie bewog, einzuhalten. Sie sank in einen ruhigen Schlaf und träumte von — — —

Barnes ging halb betäubt vor Erstaunen nach Haus. „Eine List?“ murmelte er. „Was für eine List? Wozu?“ und er meinte, der Gedankengang eines Weibes sei zu verwickelt für die Logik der Männer und Marinas Bild von ihm müsse doch das erbärmlichste Porträt sein, das jemals gemalt worden sei. Dies lenkte seine Gedanken auf Edwin Anstruther, und er überlegte, wie er sich wohl Beruhigung in betreff

seiner verschaffen könne. Das erweckte wiederum seinen Grimm über „den Andern“, so daß er schließlich ziemlich übler Laune zu Bett ging. Er und das Mädchen, welches er anbetete, hatten sich in einen ähnlichen Zustand versetzt, aber sie fanden das, was nach den Erfahrungen des Tages für beide das Beste war — — Schlaf!

Drittes Buch.

Das Wiedersehen in Monte Carlo.

zwölftes Kapitel.

La belle Blackwood.

Graf Muffo Danella besaß eine eigentümliche Schärfe der Auffassungsgabe, welche aus einem anscheinend geringfügigen Umstand bedeutende und häufig richtige Schlußfolgerungen zu ziehen vermochte. In Padua erzogen, hatte er schon früh die Lehren einer mittelalterlichen Schule des Pessimismus in sich aufgenommen, wie sie jener nichtswürdige Florentiner, Signor Niccolo Machiavelli, in seinen Schriften entwickelt, und welche die Italiener des Mittelalters zu einer verräterischen und falschen Nation machte. Einer der hervorragendsten Grundgedanken dieser Lehre ist der, daß jede menschliche Handlung durch einen zwingenden Beweggrund herbeigeführt wird, und zwar in der Regel durch einen schlechten.

Da er also der Ansicht war, daß es keine Handlungsweise gäbe, die nicht durch die Selbstsucht hervorgerufen sei, fragte er sich, was wohl Barnes veranlaßt haben könne, so ernstlich zu versuchen, Marina von ihrem Racheschwur abwendig zu machen. Was konnte dem Amerikaner daran liegen, ob es einen Engländer mehr oder weniger in der Welt gab? Aber er hatte sich die Mühe gemacht, ein Wort

zu seiner Rettung zu sagen, — ergo lag ihm etwas daran. Daraus ergab sich die Aufgabe, herauszubringen, weshalb ihm etwas daran lag, und während sich sein feines Gehirn mit dieser Frage beschäftigte, erinnerte er sich folgender auffallender Umstände.

Solange sich Barnes in Paris aufgehalten hatte, war ihm die Sache offenbar gleichgültig gewesen, sonst hätte er Marina dort leicht auffuchen können, um ihr die letzten Worte des Toten mitzuteilen. Warum war ihm die Angelegenheit in Nizza plötzlich so wichtig geworden? Mit andern Worten: was war in den letzten drei Tagen vorgefallen, das Barnes' Interesse an der Sache so auffallend gesteigert hatte? Diese Ermägungen waren es, welche den Grafen veranlaßten, am Nachmittag nach dem Besuch des Amerikaners die Aufzeichnungen der Detektives, die diesem von Paris gefolgt waren, nochmals aufmerksam durchzusehen. Hierbei fielen ihm zwei Dinge auf: Erstens, Barnes hat sich in Enid Anstruther verliebt; zweitens, Miß Anstruther hat in den Unterhaltungen auf der Reise wiederholt die englische Marine erwähnt. Darauf schlenderte Danella nach dem Hotel, in dem Barnes abgestiegen war, und ermittelte durch geschickte Fragen, daß dieser dort keine Besuche empfangen hatte, seit er in Nizza war. Darauf begab er sich nach dem Hotel des Anglais und stellte auf dieselbe Weise fest, daß ein junger englischer Marineoffizier Miß Anstruther besucht habe, und überdies noch weiter, daß dies ihr Bruder gewesen sei. Nun ging er nach dem Hafen und hörte dort, daß das englische Kanonenboot „Sealark“ am Abend vorher nach Gibraltar absegelt und daß Lieutenant Anstruther einer der Offiziere dieses Schiffes sei. Als er diese Thatsachen im Geist zusammenstellte, drängte sich ihm ganz natürlich die Frage auf: „War Lieutenant Anstruther von der englischen Marine der Beweggrund, welcher Barnes zu dem Versuch veranlaßte, Marina zu überreden, ihren Vendettaschwur zu vergessen?“ Der Amerikaner liebte die Schwester; ein Dienst, den er dem Bruder leistete, mußte seiner Werbung förderlich sein; außerdem fiel dem Grafen ein — und er fuhr empor bei dem Gedanken — daß die junge Engländerin selbst aus

irgend einem Grunde ein mehr als gewöhnliches Interesse für das Bild in Paris an den Tag gelegt hatte. Er selbst hatte sie bei zwei Gelegenheiten beobachtet. Die Spur mochte im ganzen nicht so vielversprechend sein, als wünschenswert war — denn Barnes konnte aus Neugier über den Verlauf der Sache, oder weil er Marina gern einmal wiedersehen wollte, zu seinem Besuch veranlaßt worden sein — aber sie war besser als nichts, und man konnte sie, mangels einer Bessern, einstweilen verfolgen.

So kam es, daß der Graf am nächsten Morgen Marina, die erregt und kummervoll aussah, mitteilte, er werde mit der Eisenbahn nach Gibraltar fahren, und da er die Reise so geschwind als möglich machen wolle, so solle sie ihn nicht begleiten. Tomasso könne für sie sorgen, und es sei am besten, wenn sie einen kleinen Ausflug nach Monte Carlo mache und in Vergnügungen und Zerstreuungen während seiner Abwesenheit ihren Kummer zu vergessen suche.

„Ich rate dir, ma belle, etwas zu spielen. Die Freuden des rouge et noir bringen manche dahin, sich den Schädel zu zerschmettern, für andere sind sie der wahre Lebensgenuß. Also spiele etwas. Du bist reich genug, um ein paar Napoleons für deine Gesundheit wagen zu dürfen.“

„Sie gehen nach Gibraltar?“ fragte Marina, alles andre unbeachtet lassend. „Haben Sie eine Hoffnung?“

„Ja, — eine Hoffnung — eine ganz kleine Hoffnung?“

„Dann gehen Sie! Und wenn Sie ihn entdeckt haben, werden Sie mich stark genug finden, meinen Teil der Sache auszuführen.“ Die Blässe hatte ihre Wangen verlassen und sie schenkte dem Grafen einen Blick der Dankbarkeit, der sein Blut zum Sieden brachte.

„In einer Woche etwa werde ich zurück sein, carissima!“ sagte der Graf und verließ dann Nizza, um über Marseille nach Spanien zu reisen, während sie und Tomasso nach Monte Carlo fuhren und zwar mit demselben Zug, der auch Barnes, Miß Anstruther und die Familie Chartris dem gleichen Ziele zutrug.

Für einen leidenschaftlichen Spieler ist Monte Carlo mit seinen Leiden und Freuden wie ein Opiumrausch. Das war

es auch für Barnes, obgleich er kein leidenschaftlicher Spieler war. Seine Einsätze fielen selbst an den Tischen des Kasinos auf, aber da Fortunas Lächeln und das der Weiber meist Hand in Hand zu gehen pflegen, so sind vielleicht viele hübsche Mädchen am Roulette in Monaco gewonnen und verloren worden.

Am ersten Abend in diesem Fürstentum des Hazardspiels fühlte sich Barnes beinahe wie im Himmel, während Enid einen Feentraum zu träumen glaubte. Nach dem Mittagsmahl führte er sie und „das Kind“ der Familie Chartris nach dem Kasino und weihte sie in die Geheimnisse des Roulette ein. Beide Mädchen gewannen, Miß Anstruther sammelte Goldstücke genug, um ein Jahr lang ihre Handschuhe bezahlen zu können, während Maud mittels des sehr einfachen Auskunftsmittels, daß sie Barnes alle ihre Verluste bezahlen ließ, aber die Gewinne einstrich, genug Geld mit fortnahm, um einige Wochen Bonbons kaufen zu können. Als das Glück sich wandte, brachte Barnes das Kind nach dem Hotel zurück und entführte Miß Anstruther zu einem Spaziergang in die Anlagen.

Hier begegneten sie auf einer der Terrassen Marina. Sie saß auf einer Bank und beobachtete in hoffnungsloser Niedergeschlagenheit die Auf- und Abgehenden. Ihr Kleid, schwarz wie die Nacht, ließ ihr Gesicht noch blässer und trauriger erscheinen. Der alte Tomasso, in der Tracht seiner Insel, stand in der Nähe und betrachtete seine geliebte Herrin mit dem Ausdruck inniger Teilnahme, welche zeigte, daß er die Ursache ihres Schmerzes kannte und ihn verstand.

Die bunte, heitere Menge zog an ihr vorüber, die Musik des Orchesters umschwebte sie, aber das traurige Lächeln auf dem Angesicht des jungen Mädchens veränderte sich nicht, ihr Geist schien weit, weit fort zu sein. Marina erwiderte Barnes' Gruß und schien im Begriff zu sein, ihn anzureden, allein der junge Mann führte Miß Anstruther rasch vorbei, weil er meinte, daß es besser sei, wenn sich die beiden Damen nicht kennen lernten.

Enid bemerkte dies. „Warum gehen Sie so rasch an der

jungen Dame vorbei?" fragte sie. „Man sollte glauben, sie sei nicht hübsch anzusehen.“

„Das ist sie auch nicht, wenn man an etwas Besseres gewöhnt ist,“ entgegnete Barnes, indem er den Worten durch einen feurigen Blick Nachdruck gab.

„Ich sehe nichts Besseres hier! Wirklich, ich habe nie ein schöneres Mädchen gesehen. Es wird wohl, fürchte ich, weniger an seiner Schönheit als an Ihrem Mangel an Geschmack liegen,“ bemerkte Enid, die in einer gewissen Art den Widerspruch liebte. „Die Dame kennt Sie — ihr Gesicht ist angenehm — sie sieht so aus, als ob sie eine Geschichte hätte — bitte, stellen Sie mich vor.“

Wenn es zwei Frauen auf der Welt gab, deren Zusammentreffen Barnes für nicht wünschenswert hielt, so waren es Enid Anstruther und Marina Paoli. Da er aber seine Gründe nicht aussprechen konnte, so blieb ihm nichts übrig, als den Versuch zu machen, Zeit zu gewinnen.

„Gewiß, morgen früh, mit Vergnügen.“

„Nein, jetzt gleich!“

„Was? Ich soll mir meinen Abend verderben?“

„Ihr Abend sollte jetzt von Rechts wegen zu Ende sein, ich muß gleich nach dem Hotel zurückkehren. Da! Dort sehe ich sie — hierher, bitte! Sie sieht traurig und verlassen aus — wir wollen versuchen, sie etwas aufzuheitern.“

Einem so entschieden ausgesprochenen Verlangen zu widersprechen, war unmöglich, wenn er nicht Erklärungen herausfordern wollte, die er nicht geben konnte und mochte. Außerdem hatte ihn Miß Enids „wir“ so weich wie Wachs gemacht. Er war deshalb in diesem Augenblick sehr fügsam und schritt Marina entgegen. „Mademoiselle Paoli, gestatten Sie mir, Miß Anstruther vorzustellen.“ Als er Marinas Namen nannte, machte Enid große Augen.

„Paoli?“ rief sie. „Waren Sie in Aegypten, Mademoiselle?“

„Ja, vor einem Jahre,“ erwiderte Marina mit einem unterdrückten Seufzer.

„Sind Sie nicht eine Zeitlang im englischen Hospital gewesen?“

„Ja!“ antwortete die Corfin, und ein Ausdruck der Erwartung erschien in ihren Augen.

„Und Sie haben meinen Bruder gepflegt — Edwin Anstruther?“

„Ja!“

„O! Sie liebes, liebes Mädchen! Dann sind Sie es, die sein Leben gerettet hat!“

Bei diesen Worten schritt Enid auf Marina zu und gab ihr einen zärtlichen Kuß, mit ihrer ganzen Seele in den Lippen, so daß in Barnes ein heißes Sehnen erwachte, daß die Reife auch bald an ihn kommen möge. Es war der erste Kuß, den er Miß Anstruther geben sah, und die Art, wie sie es that, war ein schönes lyrisches Gedicht.

Marina wurde totenblaß bei dieser Begrüßung und stieß Enid beinahe zurück, mit einem Ausdruck, als ob sie eine heftige Bewegung niederkämpfen müsse.

„Entsinnen Sie sich Edwins nicht?“ stammelte Enid, die Corfin noch immer in den Armen haltend.

„Ob ich mich seiner entsinne?“ entgegnete Marina, nun die junge Engländerin in die Arme schließend und ihr einen glühenden Kuß gebend, so daß Barnes zusammensuhr. „Sie küßte die Schwester,“ dachte er, „aber sie bildete sich ein, den Bruder zu küssen.“

„Wie ungestüm und lieb Sie sind,“ sagte Miß Anstruther, ihr etwas verschobenes Kleid in Ordnung bringend. „Wo wohnen Sie?“

„Im Grand Hotel,“ antwortete Marina wie im Traum.

„O wie nett, da wohne ich auch. Wir wollen zusammen hinaufgehen und uns von ihm erzählen.“ Enid schob ihren Arm unter den Marinas und führte sie fort, Barnes unbeachtet lassend, der in sehr verdrießlicher Laune folgte, da es ihm durchaus nicht gefiel, in Miß Anstruthers Gesellschaft die zweite Violine zu spielen.

Am nächsten Morgen kamen die beiden Mädchen zusammen zum Frühstück herunter, ein sicheres Zeichen der Freundschaft bei Frauen, und Miß Anstruther erzählte Barnes, daß sie die halbe Nacht von ihrem Bruder gesprochen hätten.

„Sie hat mir die Worte mitgeteilt, die er sie hat, an

mich gelangen zu lassen, als er glaubte, sterben zu müssen, und ich habe ihr die Briefe gezeigt, die er mir später geschrieben hat, alle bis auf einen, in dem er ein bißchen zu viel von ihr schwärmte.“

„Also diese Corfin ist die Engländerin, die Sie als Frau für Ihren Bruder ausgesucht haben?“

„Ganz und gar nicht! Sie kann nicht heiraten! Marina wird Nonne werden.“

„Nonne!“ schrie Barnes in verblüfftem Erstaunen.

„So sagte ich! Sie erzählte mir, sie werde nie heiraten, da ihr Leben geweiht sei!“

„Natürlich! Gewiß! Ich vergaß.“

„So? Sie scheinen heute nicht ganz so bei Verstand zu sein wie gewöhnlich. Was werden Sie diesen Morgen thun, um mich zu unterhalten?“ fragte die junge Dame mit einer allerliebsten Gebietermiene, denn sie hatte herausgefunden, daß es Augenblicke gab, wo sie Barnes um den Finger wickeln konnte, und das gefiel ihr ungemein. „Sie sagten, Sie wollten mich im Pistolenschießen unterrichten.“

Sie nahmen die kleine Maud mit, welche eine beinahe zu wirksame Tugendwächterin war, denn sie hatte Ohren und wußte sie zu gebrauchen, und eine Zunge, die gefährlich werden konnte, wenn sie ihr Gelegenheit gaben, etwas auszulaudern. Sie verlebten einen sehr angenehmen Vormittag, und Enid gewann ein oder zwei Paar Handschuhe dadurch, daß sie Barnes zwang, einige unmögliche Schüsse zu versuchen. Sie hatte Marina nicht aufgefordert, sie zu begleiten, denn sie zog die Gesellschaft des Amerikaners der eines jeden Mädchens vor, wenn auch die Marinas eine angenehme Abwechslung war.

So kam der Abend des zweiten Tages und brachte beiden eine Ueberraschung und viel Leid. Die gewöhnlichen Ereignisse des aufregenden Lebens in Monaco hatten auch an diesem Tage nicht gefehlt; ein deutscher Student, der dem Rot zu viel Treue bewiesen und von diesem verraten worden war, hatte sich erschossen, ein russischer Fürst war mit einer österreichischen Gräfin durchgegangen und ein griechischer Abenteurer hatte wunderbares Glück gehabt und die Bank

gesprengt. Aber die Kugel im Roulette rollte so launenhaft weiter wie immer. Barnes spielte nicht, aber Miß Anstruther that es mit dem Eifer eines Gewohnheitsspielers und eines Weibes, und das will viel sagen, denn die Angehörigen des schönen Geschlechts sind fast ohne Ausnahme geborene Spielerinnen. In dem Glück, das sie umwerben, liegt eine Launenhaftigkeit, die ihrer Natur sympathisch ist und sie anzieht, eine der wenigen bemerkenswerten Ausnahmen von dem großen Naturgesetz, daß Gleiches sich abstößt.

Barnes beobachtete, daß ihr das Glück nicht sehr günstig war, und plötzlich sah er in dem Gedränge an dem Roulette-tisch, eingekleidet zwischen Enid und einer russischen Fürstin, ein Frauenzimmer, welches er nur zu wohl kannte und das, wie er meinte, nicht würdig war, dieselbe Luft mit Miß Anstruther zu atmen. Die Dame sah empor und machte eine Bewegung des Erkennens, welche er in dieser sozialen Republik mit einer halben Verbeugung erwiderte. Gleich darauf stampfte der Kinderkönig von Kansas, welcher an jenem Morgen so viel Verwirrung im Pariser Salon angerichtet hatte, in den Saal, drängte sich durch die erregte Menge und nahm seine Stellung hinter der Dame, deren Einsätzen er mit freigebigem Eifer die seinigen folgen ließ. „Holla, Barnes von New York,“ schrie er, als sie gewonnen hatte. „Dies ist lustiger als Dreifart und beinahe so gut wie unser amerikanisches Poker. Wollen Sie nachher, wenn's hier vorbei ist, ein Spiel mit mir machen?“

Barnes lehnte die Einladung ab, Miß Anstruther sah auf und erinnerte sich des Herdenkönigs, aber da sie von den Geheimnissen ihres Systems, welches darin bestand, daß sie die ungeraden Nummern setzte, in Anspruch genommen war, hatte sie für nichts andres Sinn, und als sie gewann, raffte sie ihre Goldstücke so eifrig zusammen, als ob sie fürchtete, der Croupier werde sie ihr wegnehmen. Dabei sprach die Dame etwas zu ihr, und Barnes knirschte mit den Zähnen, als er sah, wie seine Göttin in der Freude über ihr Glück lachte und ihr freundlich und unbefangen antwortete.

Enid war nicht fortzubringen, ehe das Spiel geschlossen wurde, und Barnes konnte nicht mit ihr sprechen. Als er

sich aber am Grand Hotel von ihr verabschiedete, nahm er die Gelegenheit wahr.

„Gefällt Ihnen das Spiel, Miß Anstruther?“ fragte er plötzlich.

„O, ich liebe es!“

„Dann rate ich Ihnen, nicht mehr zu spielen.“

„Und weshalb nicht? Fürchten Sie, daß ich mein Vermögen verspielen und mir dann eine Kugel durch den Kopf jagen könnte, wie der arme Waldow, der deutsche Student? Wenn ich es nicht selbst thue, so sorgen die Leute in England, die mein Vermögen verwalten, dafür, daß ich meine Einkünfte nicht überschreite.“ Der Ton mit dem sie diese Bemerkung machte, war nicht ohne Bitterkeit.

„Gewiß nicht! Aber die Erregung hat Einfluß auf Ihre Stimmung. Sie sind zu erfreut, wenn Sie gewinnen, und Sie lassen Ihren Verdruß zu sehr merken, wenn Sie verlieren.“

„Ah! Ich lasse also meine Leidenschaften in gemeiner Weise sehen?“

„Ganz und gar nicht!“ erwiderte Barnes, seine Ruhe bewahrend, denn er bemerkte, daß Enid die ihrige etwas verloren hatte. „Sie wissen sehr wohl, daß es mir gar nicht eingefallen ist, etwas derartiges andeuten zu wollen, aber für jemand, der Sie so gut kennt, wie ich —“

„Ja, drei Tage!“

Er schenkte dieser Bemerkung, welche Miß Anstruther mit etwas spöttischer Betonung dazwischen warf, keine Beachtung.

„Sie scheinen nicht ganz Sie selbst zu sein,“ fuhr er fort. „Vergessen Sie nicht, daß ich als Freund zu Ihnen spreche.“

„Natürlich! Unangenehme Ermahnungen kommen stets von Freunden?“ Es lag etwas wie eine Frage in der Stimme der jungen Dame.

„Außerdem,“ hier wurde Barnes sehr ernst, „ist die Gesellschaft an den Spieltischen nicht gerade passend für ein junges Mädchen wie Sie. Haben Sie die Frau bemerkt, welche neben Ihnen saß — die Frau, mit der Sie sprachen — Sie kannten natürlich ihr Gesicht nicht — es war die berühmteste Belle Blackwood.“

Barnes hatte den Kopf verloren und sich eine Blöße gegeben, die sie sofort erkannte und in der gereizten Stimmung, in der sie sich befand, erbarmungslos benutzte.

„Aber Sie kannten die Person? Ja, und Sie haben sie auch gegrüßt und zwar, während Sie sich in meiner Gesellschaft befanden. Glauben Sie, ich würde mit der Kreatur gesprochen haben, wenn Sie nicht durch Ihren Gruß gewissermaßen für sie gebürgt hätten?“

„Ich?“ murmelte Barnes, dem diese Auffassung seines Benehmens ganz unerwartet kam.

„Ja, Sie!“ rief die junge Dame, die jetzt wirklich zornig war und keine Schonung mehr kannte, „und Sie wußten auch ihre Wohnung in Paris und sagten sie dem alten Herdenschuft und flunkerten dabei, weil Sie sich schämten. Sie behaupteten, Sie hätten die Adresse im Figaro gelesen, und ich habe die Zeitung Zeile für Zeile durchgesehen, aber nichts gefunden. O, wirklich großartig! Edel! Sie machen mir Vorwürfe, daß ich im Gedränge mit der Person in Berührung gekommen bin?“

„Sehr schön!“ entgegnete Barnes, der einsah, daß es besser sei, die Unterhaltung über La belle Blackwood für jetzt nicht fortzusetzen. „Sehr schön! Fahren Sie fort zu spielen, aber vergessen Sie nicht, daß ich Sie gewarnt habe. Sie werden es bereuen, noch ehe drei Tage vorüber sind.“

„So? Meinen Sie? Nicht so sehr, als Sie bedauern werden, mich beleidigt zu haben,“ und als sie diesen Partherpfeil mit einem zornigen Blick ihrer Augen in das Herz ihres Anbeters gesandt hatte, raufchte Miß Anstruther ins Haus, eilte die Treppe hinan und floh in ihr Zimmer.

Barnes ging im Mondschein weiter. Er meinte, die Nacht sei die dunkelste des Jahres, und flüsterte erschreckt vor sich hin: „Verloren! Sie ist kein Engel und doch verlange ich mehr nach ihr, als nach allen Engeln des Himmels. Wenn ich in dem Kampf nicht Sieger bleibe, wird sie mich verachten und ‚der Andre‘ wird sie gewinnen!“ In tiefe Gedanken verloren setzte er seinen Weg fort. Er kannte La belle Blackwood zu genau, um nicht überzeugt zu sein, daß sie Miß Anstruther wieder anreden werde. Sie haßte die

Welt, aus der sie ausgestoßen war, und liebte es, ihr zu trogen. Schon mehr als einmal hatte sie den Pariser Zeitungen Stoff zu kleinen pikanten Notizen gegeben, in denen ihr Name mit dem von Damen der vornehmen Welt in Verbindung gebracht war. Das brachte ihn zu dem Entschluß, um jeden Preis zu verhindern, daß dem Gegenstand seiner Liebe etwas derartiges zustoße, und deshalb lenkte er seine Schritte dem Hotel de Paris zu und schickte seine Karte nach dem Zimmer der Belle Blackwood. Während er auf die Antwort dieser Aspasia wartete, sah er zu seiner großen Freude, wie ein elender, kleiner französischer Geck sich die Treppe herabschlich und in der Dunkelheit verschwand. „Aha! Nun habe ich eine Karte in der Hand, die Madame la Diabliesse zwingen wird,“ überlegte er, während er zu den prächtigen Zimmern der Dame emporstieg. —

Die Blackwood empfing Mr. Barnes außerordentlich entgegenkommend.

„Ah, mon cher,“ sagte sie, die Rauchwolken einer köstlich duftenden russischen Cigarette ausstoßend und in träger, fagenartiger Weise in einen üppigen Armstuhl gekauert, dessen blauer Atlasbezug die zarten Farben ihres Anzugs bewundernswert hervorhob — denn sie war in ein Meisterstück von Worth gekleidet und sah, dem ausschweifenden Leben vieler Jahre zum Trotz, frisch wie ein Veilchen aus. „Thun Sie, als ob Sie zu Hause wären, mein Junge. Nehmen Sie ein Glas Chambertin oder eine Cigarette oder beides?“

„Keins von beiden, danke,“ erwiderte der junge Mann kalt.

„Dann nehmen Sie Platz. — Wenn Sie auch nicht immer durstig sind, so sind Sie doch stets faul!“

„Jetzt nicht, ich komme in Geschäften und zwar unangenehmen Geschäften.“

„Sie? In Geschäften?“ Die Dame riß in höchstem Erstaunen die Augen auf. „Sie haben doch in Ihrem ganzen Leben noch nichts gethan, was einem Geschäft auch nur im entferntesten ähnlich sieht.“

„Vielleicht nicht, dann mache ich heute abend den Anfang. Sie haben vorhin im Kasino eine junge Engländerin angeredet!“

„Aha! Die, in die Sie verliebt sind! Sie haben immer einen guten Geschmack gehabt! Ihre Zauberin ist hier — allein?“

In dem Ton der letzten Frage lag eine so hämische Anspielung, daß Barnes jeden Gedanken, dieses Weib bei der bevorstehenden Unterredung einigermaßen zu schonen, wenn er einen solchen überhaupt gehabt, weit von sich warf.

„Nein,“ erwiderte er. „Gehörte sie zu Ihrer Sorte, so würde ich kein Wort weiter in der Sache verlieren. Sie steht unter dem Schutze der Lady Chartris, und Sie haben sich unterstanden, vor aller Welt mit ihr zu sprechen.“

„Und weshalb nicht, wenn es mir Spaß macht?“

„Weil es eine Unverschämtheit von Ihnen war, sie anzureden.“

„So—o?“ entgegnete die Dame, mit großer Höflichkeit Barnes gerade ins Gesicht gähnend. „Dann werde ich morgen wieder so unverschämt sein.“

„Entschuldigen Sie, Sie werden das bleiben lassen.“

„Und weshalb, mon cher?“

„Weil Sie morgen früh von Monaco abreisen werden, ehe Miß Anstruther aufsteht.“

„Und wie kommen Sie auf den Gedanken, Sie Dummkopf,“ antwortete La belle Blackwood, welche anfang sich zu ärgern, obgleich sie sonst Barnes ganz gern hatte.

„Weil ich Sie dazu zwingen werde!“

„Sie? Sie sind gelungen in Ihrer Frechheit. Wie wollen Sie denn das anfangen, Sie Schafskopf?“

„Wenn Sie nicht gehen, werde ich Ruggles erzählen, daß de Cravasse hier ist, und es wird ihm wohl nicht viel Mühe kosten, herauszufinden, wer das ist.“

„So. — Sie wollen mich also verraten?“ fragte sie, denn die Millionen des Rinderkönigs waren zur Zeit von Bedeutung für sie. „Trotzdem werde ich nicht gehen. Ich liebe das Geld sehr, aber ich will's auf einen Bruch mit Ruggles ankommen lassen, um Sie unglücklich zu machen, Sie elendeste Canaille einer Canailen-Nation!“ Sie geriet allmählich in Wut und schimpfte auf Barnes und sein Vaterland, — was nebenbei auch das ihrige war — denn La belle

Blackwood besaß eine scharfe Zunge wie ein Fischweib, wenn sie sich einmal den Luxus gestattete, sie gehen zu lassen, was ziemlich häufig geschah.

Mr. Barnes stand vor ihr und ließ den Strom ihrer Beleidigungen schweigend über sich ergehen, aber sein Gesicht hatte einen sehr unangenehmen Ausdruck, denn er hatte seinen Trumpf ausgespielt — und verloren. Er hatte darauf gerechnet, daß das Weib Geld mehr lieben werde als alles andre, und er hatte gefunden, daß es seine Verworfenheit noch mehr liebte.

Als sie bemerkte, daß er keine Anstalten machte, sich zu entfernen, schloß sie ihre Rede mit den Worten: „Sie kommen zu mir, einer Priesterin des Lasters, und schwätzen von Tugend, Sie, der Sie sich einen Weltmann nennen, was dasselbe bedeutet, wie *S* . . . für ein Weib! Sie wollen ihre unschuldige Miß schirmen, die nur unschuldig ist, weil sie noch nicht alt genug ist, das Laster kennen gelernt zu haben, und um ihre zarte Jungfräulichkeit zu schützen, beschimpfen Sie mich! Sie Narr! Sie wissen, daß ich mein Wort stets einlöse, und ich schwöre Ihnen, daß ich sie auf die Lippen küssen werde, wenn sie morgen nach dem Kasino kommt, und wenn sie mich zurückweist, — wer hat wohl durch einen Skandal am meisten zu verlieren, sie oder ich? Ihr unbesleckter Engel oder La belle Blackwood? Und nun,“ mit einer gebieterischen Bewegung der Hand, „dort ist die Thür!“

Barnes wußte, daß das Weib Wort halten werde. Ein Versuch, Enid zu überreden, nicht nach dem Kasino zu gehen, würde wahrscheinlich eine Auseinandersetzung herbeiführen, welche — er wagte es nicht auszudenken, was sie ihm kosten würde, denn er kannte Miß Anstruthers Stolz. Er schwankte beinahe aus dem Zimmer, aber als er im Begriff war, die Thüre hinter sich zu schließen, schlug ein höhnisches Lachen an sein Ohr. „Mein Ruß wird Ihrer kleinen Unschuld nichts schaden, ich war auch einmal unschuldig!“

Bei diesen Worten blitzte ein Gedanke in ihm auf und er kehrte in das Zimmer zurück. „Kennen Sie,“ — fragte er in kurzen rauhen Tönen, denn er war verzweifelt und würde jetzt weder Mann noch Weib geschont haben, um das Mädchen, welches er liebte, vor Skandal oder Verdruß zu

bewahren. — „Kennen Sie einen Mann Namens John Marshall Spotts in Cresline, Ohio?“

Ihr Atem stockte.

„Kennen Sie eine Frau Namens Martha Strowbridge Spotts an demselben Ort?“

„Mein Gott!“

„Zwei Wochen von heute, wird sich ein Bild von Ihnen in deren Händen befinden, eine Beschreibung Ihres Lebens und Ihres Thuns und Treibens, auch eine Bemerkung über die kleine Narbe in Ihrem schönen Nacken. Ja, ja! Die, nach der Sie jetzt fassen — die Sie gewöhnlich mit Spitzen verdecken. Meinen Sie, daß sie dann wissen werden, wer La belle Blackwood ist?“

„Großer Gott! Meine Mutter! Sie hält mich für tot! Es würde ihr das Leben kosten!“ Und das Weib, welches mit dem Stolz der Verblendung und Verworfenheit gekämpft hat, sinkt zu Boden und windet sich in Todesangst zu seinen Füßen: „Gnade! Gnade!“ schluchzt sie fassungslos.

„Sie reisen morgen früh vor neun Uhr von Monaco ab, oder ich mache meine Drohung wahr!“ Mit diesen Worten verließ Barnes das elende Geschöpf, fest überzeugt, daß er seine Schlacht gewonnen, und als er sein Zimmer im Hotel erreicht hatte, flüsterte er ein Gebet — das erste seit vielen Jahren — „daß er sein Kleinod doch noch gewinnen möge,“ und da er ein praktischer Mann war, so wurde dies zu seiner Bitte an die Vorsehung, daß Miß Anstruther am Roulette-Tisch andauerndes Pech haben und so gezwungen werden möchte, sich vor ihm zu demütigen und noch einmal in ihm ihren Schutzengel zu erkennen. Und ein derartiges Ereignis war sehr wahrscheinlich.

Dreizehntes Kapitel.

Ich will's von Barnes borgen.

Am nächsten Morgen schlenderte Barnes, der früher aufgestanden war als gewöhnlich, nach dem Hotel de Paris und fragte nach der Blackwood. Der Oberkellner teilte ihm,

mit einem Zucken seiner französischen Schultern mit, daß Madame abgereist sei. „Sie klagte über Malaria. Malaria an der Riviera! Ich bitte Sie!“

„Und Mr. Ruggles?“

„Ist hinterher gereist. Er war wütend und hat nicht schlecht geflucht.“ Ob der Eigentümer, der ihn so höflich begrüßte, ihn ebenso freundlich angesehen haben würde, wenn er gewußt hätte, daß er seinen gütigen Bemühungen den vorzeitigen Verlust zweier seiner verschwenderischsten Gäste zu verdanken hatte, dachte Barnes. Als er nach dem Grand Hotel zurückkehrte sah er Enid und Marina wieder zusammen zum Frühstück herabkommen. Die beiden jungen Damen hatten vielleicht herausgefunden, daß sie einen entzückenden Gegensatz bildeten, die eine dunkel und majestätisch, die andre blond und lieblich.

Miß Anstruther war in der lebhaftesten entgegenkommendsten Weise freundlich gegen jedermann, nur Barnes überfah sie vollständig. Lady Chartris kitzelte sie, biblisch gesprochen, durch ein oder zwei kleine Bonmots aus den Pariser Zeitungen und sagte ihr einige Schmeicheleien über Mauds neues Kleid, bis dieses praktische und offenherzige Kind mißtrauisch fragte: „Was willst du von mir, Enid? Du kannst mich nicht mit Redensarten ködern wie Barnes. Warum hast du ihm noch nicht guten Morgen gesagt, er sieht dich schon seit fünf Minuten an?“

Miß Anstruther sah sich dadurch gezwungen, dem Gegenstand ihrer Ungnade „Guten Morgen“ zu sagen, und sie that das in einem Ton, daß man einen Schnupfen davon bekommen konnte, und begleitet von einem eisigen Blick und ohne auf seine Erwiderung zu warten, begann sie ein lebhaftes Gespräch mit Marina, welches während des ganzen Frühstücks anhielt. Sie versuchte sich den Anschein zu geben, als ob sie unaussprechlich glücklich sei, wurde darin aber von der Corsin übertroffen, denn vor der Wirklichkeit trat die Verstellung in den Schatten, und Marina war aus irgend einem geheimnisvollen Grunde heute ein Bild strahlenden Glücks. Barnes meinte, weil sie sich in Enids Gesellschaft Edwin nahe fühle.

Das Mahl war kaum beendet, als der alte Tomasso eintrat und mit ehrerbietiger Verbeugung seiner Herrin meldete: „Signorina, der Wagen steht vor der Thüre!“ Die beiden jungen Damen erhoben sich und begaben sich auf ihre Zimmer, um ihre Hüte aufzusetzen; sie hatten augenscheinlich einen Ausflug für den Tag geplant. Mr. Barnes ging vor die Thüre und stellte sich an den Wagen, um zu sehen, ob Enid das unfreundliche Benehmen, das sie während des Frühstückes ihm gegenüber gezeigt, fortsetzen werde.

Marina kam zuerst, und als er sie in den Landauer hob, fühlte er einen leichten Händedruck. „Danke Ihnen, Mr. Barnes, für die angenehme Bekanntschaft, die Sie mir verschafft haben. Sie haben dadurch mein Leben hier, welches sehr einsam war, zu einem sehr freundlichen gemacht. Aber was haben Sie Enid gethan, sie ist sehr böse auf Sie?“

Ehe er antworten konnte, erschien Miß Anstruther, welche seine Hilfe beim Einsteigen kalt annahm. Ihr Wesen zeigte deutlich, daß sie es nur widerwillig that, und sie hatte für Barnes weiter nichts als einen bitterbösen Blick.

Marina schien ihrer Gefährtin Unfreundlichkeit gut machen zu wollen. „Wir wollen eine Spazierfahrt nach Mentone machen,“ sagte sie, „wollen Sie —“ hier hielt sie plötzlich mit einem leisen Schmerzensschrei inne, denn Enid hatte sie schauderhaft gekniffen, und ehe sie die beabsichtigte Aufforderung zur Mitfahrt vollenden konnte, bemerkte Miß Anstruther mit schneidender Schärfe: „Wir würden Sie bitten, uns zu begleiten, allein wir fürchten, Ihre andern Freundinnen zu berauben.“

Bei diesen Worten setzte sich der Wagen in Bewegung. Der alte Tomasso saß ernst neben dem Kutscher, und die beiden Mädchen fingen sogleich eine lebhaftere Unterhaltung an.

„Na, heute beneide ich die arme Marina nicht um ihre Fahrt mit meinem Engel. Wie gräßlich hat sie sie gekniffen, um die Einladung zu verhindern,“ dachte der Amerikaner. „Mit den ‚andern Freundinnen‘ wird wohl La belle Blackwood gemeint sein. Monaco ist ein verflucht langweiliges Nest!“ Dabei seufzte er und schickte dem Wagen, der eben um die Ecke bog und seinen Blicken entchwand, einen sehn-

süchtigen Blick nach. Seine Versuche, bei Lady Chartris und ihrer Familie den Liebenswürdigen zu spielen, hatten geringen Erfolg, und er begab sich endlich nach dem Kasino, wo er einige junge Herrn von New York traf, welche in einer Nacht gekommen waren. Es war ein wüster Tag, den er in deren Gesellschaft verlebte, aber kein froher.

Die beiden jungen Damen kehrten von ihrem Ausflug womöglich als noch bessere Freundinnen zurück und wanderten bald Arm in Arm nach dem Kasino, wo Miß Anstruther ihre Gefährtin durch die leidenschaftliche Art ihres Spieles fast entsetzte. Sie gewann eine erstaunliche Menge Gold und kam zum Diner mit dem Ausdruck leichtfertigen Triumphs zurück, der sie zwar sehr schön machte, aber es war eine beauté du diable. Da Barnes anwesend war, rühmte sie sich ihres Glücks. Sie schenkte Maub ein paar Zwanzigfrankenstücke und erzählte ihr von ihrem wunderbaren Glück und ihrem großen Gewinnst, so daß ihre Augen immer größer wurden und die Eier nach gleichem Gewinn darin zu lesen war. Enid hatte in dem Mädchen einen Dämon erweckt, der sich sehr bald gegen sie selbst kehren und sie zu Boden schmettern sollte, denn der jugendliche Unhold war von einer tollen Lust befallen, ebenfalls zu spielen.

Enid konnte es kaum erwarten, zu ihrer Beschäftigung zurückzukehren. Sie träumte davon, wahnsinnige Summen zu gewinnen und das Gold vor Barnes' Augen funkeln zu lassen, um ihm zu zeigen, wie weise sie, und wie thöricht er ist. Sie verzehrte ihr Mahl in der größten Hast, ergriff dann wieder Marinas Arm und zog die Widerstrebende nach dem Roulettetisch. Tomasso begleitete die jungen Damen.

Es war Nacht, die Lichter, die wogende Menschenmenge, die Musik des fernen Orchesters — alles trug dazu bei, Enids Aufregung zu steigern. Sie spielte mit fieberhaftem Eifer, der Marina besorgt machte und veranlaßte, sie zur Ruhe zu mahnen, ein Rat, der kurz und fast unfreundlich zurückgewiesen wurde.

Nach einigen Schwankungen kehrte ihr das Glück entchieden den Rücken, und Miß Anstruther ging in verbrießlicher Stimmung nach Haus, ärgerlich auf die Welt im allgemeinen

und auf Mr. Barnes im besondern. Am nächsten Morgen wurde diesem jungen Herrn eine große Ueberraschung zu teil, nicht durch Enid, sondern durch Marina. Miß Anstruther sah er nicht, sie hatte Kopfwch, aber Marina begrüßte ihn beim Frühstück mit bemerkenswerter Kälte, und als er ihr einige Minuten später allein im Flur begegnete, ging diese sonderbare junge Corfin mit zornfunkelnden Augen auf ihn zu und sagte scharf: „Ein Wort mit Ihnen, Signor Barnes!“

„Hundert, wenn Sie so gütig sein wollen, mit mir zu sprechen, Mademoiselle Paoli!“ Hier hielt er inne und sah sie erstaunt an, denn ihre großen braunen spanischen Augen glühten wie Kohlen. Sie hielt ihn auch nicht lange in Spannung oder suchte nach zierlichen Redewendungen, denn sie eröffnete das Gespräch mit der erstaunlichen Frage: „Weshalb sind Sie ein solcher Schuft?“

„Ich? — Ein Schuft?“ stammelte Barnes, welcher seinen Ohren nicht traute.

„Ja, ein Schuft! Was haben Sie Enid gethan?“

„Ich? — Nichts!“

„Das ist nicht wahr! Weshalb hat sie Sie gestern so kalt behandelt?“

„In der That — —“

„Aha! Sie wagen es nicht, zu antworten! Und was haben Sie ihr gestern abend gethan?“

„Ich? — Nichts, ich habe sie gar nicht gesehen.“

„Unmöglich! — Als wir gestern abend vom Kasino zurückkamen, war sie fieberhaft aufgereg. Eine halbe Stunde später ging ich zufällig an ihrem Zimmer vorbei. Die Liebe hat scharfe Ohren und ich hörte Töne, die von Seelenleiden sprachen. Anfänglich verweigerte sie mir den Eintritt, aber ich sagte ihr, ich würde die Thüre gewaltsam erbrechen, und als sie mich nun einließ, fand ich sie in Thränen. Die halbe Nacht hat sie in meinen Armen geschluchzt. Ich nahm den Platz ein, den Sie hätten einnehmen sollen!“

„Was — o! Ich wäre wirklich entzückt gewesen, wenn ich das hätte thun können —“ murmelte Barnes, der sich verwundert fragte, wer von ihnen beiden verrückt sei.

„Aber sie sagte, Sie hätten sie beleidigt. Sie haben

sie dahin gebracht, Sie zu lieben, und nun brechen Sie ihr das Herz!“

„O! Es freut mich ganz außerordentlich, das zu hören!“ entgegnete Barnes voll Entzücken.

„Ah! Und Sie rühmen sich dessen noch? Vergessen Sie nicht, daß ich Enid liebe, und wenn Sie mit ihrem Herzen spielen, werde ich Sie zur Rechenschaft ziehen, ich, Marina Paoli!“ Damit ließ sie den verblüfften Barnes stehen, aber als sie an die Treppe gelangt war, hörte sie eine Reihe schriller Töne. „Der Herzlose!“ flüsterte sie für sich. „Bernichtet Enids Glück und dann pfeift er sich was!“

Marinas Eröffnungen hatten Barnes ebensoviel Freude gemacht, als sie Enid bekümmert haben würden, hätte sie gewußt, daß er sie empfangen hatte. „Der Spieltisch besorgt meine Geschäfte. — Ich ihr Herz brechen? Meinem Lieb- ling?“ Und dabei ging er umher und piff die lustigsten Lieder aus den lustigsten französischen Operetten und hielt fogar einen furchtbaren Stich, den ihm Enid, als sie eine halbe Stunde später erschien, mit den Augen verfolgte, mit dem größten Gleichmut aus.

Am Nachmittag machte Miß Anstruther einen neuen Angriff auf den Spieltisch und kehrte nach schweren Verlusten in das Hotel zurück. Das wilde Verlangen, Barnes zu dem Eingeständnis zu zwingen, daß sie recht gehabt habe und selbst wisse, was sie thun und lassen könne, raubte ihr alle Besinnung, und als der Abend kam, steckte sie alles Geld, was sie besaß, in ihre Tasche, mit Ausnahme einer Rolle Gold, die sie in einem lichten Augenblick für Notfälle zurückzubehalten beschloß. Sie bewog Marina, sie zu begleiten, und so ging sie nach dem Kasino, nicht um das Glück zu umwerben, sondern um es zu erzwingen.

„Ich will gewinnen!“ zischte sie, ihre beiden Perlenreihen aufeinander pressend, und wer diese drei Worte jemals gesprochen hat, der weiß auch, daß sie wie ein Zauber gegen das Glück wirken.

Das war auch bei Miß Anstruther der Fall, und während des ganzen Abends hatte sie nicht sobald einen Einsatz gemacht, als er auch von dem Rechen des Croupiers eingezogen

wurde, den sie als einen Dämon der Finsternis zu betrachten anfang. Immer könne sie doch nicht verlieren, meinte sie und versuchte kühn ihr Glück, indem sie eine einzelne Nummer besetzte, und sie gewann — fünfunddreißigmal ihren Einsatz. Marina, die erstaunt war über die Summe, die Enid schon verloren hatte, flüsterte ihr zu: „Laß uns gehen, das ist genug Glück für einen Abend.“

Sie war bereit zu gehen, aber als sie die Hand ausstreckte, um das Geld einzuziehen, erblickte sie Barnes, der sie ernst ansah. „Er wird glauben, daß er mich vertrieben habe,“ flüsterte Fräulein Hitzkopf und schüttelte Marinas Hand ab, die sie von dem abziehen wollte, was sie mit teuflischer Gewalt fesselte, und dann setzte sie wahnsinniger als je. Nun aber wandte ihr das Glück völlig den Rücken. Schlimmer und schlimmer wird es, und endlich muß sie aufhören, weil sie ihren letzten Louis gesetzt und verloren hat. Barnes aber blickte noch immer ernsthaft auf das junge Mädchen, — mit einem lauernnden Lächeln, wie Enid ungerechterweise dachte — und sie flüsterte eilig etwas in Marinas Ohr.

„Gewiß,“ entgegnete diese, „du weißt, was ich habe, ist dein. Alle Engländer sind reich, glaube ich, du mußt aber sehr reich sein, daß du so verlieren kannst.“

Enid entlich von der Corstin einen Betrag, der dem gleichkam, den sie zu Hause gelassen. „Das kann ich dir morgen erstatten,“ erwiderte die Engländerin und lehnte einen höheren Betrag ab. Und wieder setzte sie in der wildesten Weise, und nur wenige Minuten waren verstrichen, als sie zu Marina sagte: „Das war das letzte und es ist dahin. Komm, laß uns nach Hause gehen, ich bin des Unglückes müde,“ fügte sie, sich scheu umblickend, flüsternd hinzu, denn sie fürchtete, daß Barnes Zeuge ihres Mißgeschicks gewesen sei. So wanderten die beiden jungen Mädchen im Mondschein nach dem Hotel zurück, begleitet von Tomasso, der seiner Herrin an diesem verruchten Ort wie ein Schatten folgte. Vielleicht hatte er seine Befehle von Danella, der nie etwas vergaß.

„Willst du mit nach meinem Zimmer kommen, daß ich

dir dein Geld erstatten kann, Marina?" fragte Miß Anstruther, „oder soll ich es dir morgen früh geben?"

„Das hat Zeit, mia amica!" Das corfische Mädchen küßte die Engländerin, dann nach einer Weile flüsterte es zärtlich: „Du bist wie dein Bruder — er ist auch unbedacht!"

„O, meine Verluste sind ja nur eine Kleinigkeit," antwortete Miß Anstruther leicht hin, denn es steckte heute abend ein furchtbarer Stolz in ihr, und sie stieg hochmütig die Treppe hinan. Als sie aber ihr Zimmer erreicht hatte, schauderte sie bei dem Gedanken an die „Kleinigkeit" und stöhnte tief. Sie hatte ihr ganzes vierteljährliches Einkommen verspielt, sie hatte den letzten Franken ihres Kreditbriefes erhoben! Dann kam ihr der Gedanke an einige unbezahlte Rechnungen. Wenn sie ihre Schuld an Marina am nächsten Morgen berichtet hatte, besaß sie fast nichts mehr und sie mußte von Lady Chartris borgen, und diese, das wußte sie, war eine höchst unangenehme Dame, wenn man Geld von ihr borgen wollte. Dann dachte sie an die Ursache aller dieser Leiden. O, wenn er nicht so grausame Worte über ihre Leidenschaft für das Spiel gesprochen hätte! — Aber sie verzieh ihm, es war das abscheuliche Frauenzimmer. Und sie stellte sich La belle Blackwood als eine Art weiblichen Drachens vor, der unschuldige Jünglinge, die so aussehen wie Barnes, verschlingt. „Das gräßliche Ungeheuer!" rief sie aus. „Ich könnte es morden!" und dabei ballte sie ihre kleinen Fäuste, als ob sie ihre Feindin vor sich hätte und sie ihre mörderische Absicht ausführen wolle.

In diesem Augenblick aber stieß der weibliche St. Georg einen halb unterdrückten Schrei aus, ihre Kniee zitterten und sie wäre fast in Ohnmacht gesunken, denn in dem gedämpften Licht des Zimmers entdeckte sie, verborgen unter ihrer Bettdecke, die Umrisse einer menschlichen Gestalt, eines Einbrechers oder Räubers, und schon wollte sie einen Schrei ausstoßen, der das ganze Hotel auf die Beine gebracht haben würde, als Maud Chartris ihren Lockenkopf unter den Betttüchern hervorstreckte und in rührendem Flüsterton bat: „Gnid! Schrei doch nicht! Ich bin's ja nur. Schrei nicht, sondern verzieh mir!"

„Was thust du hier, du gräßliches Kind! Mach, daß du aus meinem Bett kommst!“

„Nicht eher, bis du mir versprichst, daß du Mama nichts sagen willst.“ Bei diesen Worten begann Maud zu schluchzen, und Enid merkte wohl, daß es das Kind ernstlich meinte. „Was soll ich deiner Mama nicht sagen?“

„Daß ich dein ganzes Geld gestoh — geborgt habe.“

„Meine Goldrolle?“ rief Enid atemlos und stürzte nach ihrer Schublade.

„Ja, du brauchst nicht nachzusehen, es ist alles fort!“

„Schändlich! Du hast meine Ehre gestohlen!“ ruft Miß Anstruther mit einer Stimme wie Lady Macbeth und dabei ergreift sie das Kind, welches Verzweiflung und Schande über sie gebracht hat, und reißt es auf den Teppich, wo es, um Gnade bittend, sich zwischen den Betttüchern windet, die mit zu Boden gefallen sind, denn Gesicht und Wesen ihres Opfers lähmen die jugendliche Sünderin vor Entsetzen.

„Was hast du mit meinem Geld gemacht, wo hast du es verloren?“

„Ich hab's am Roulette verspielt. Du rühmtest dich gestern abend so, wie viel Geld du gewonnen hattest, und ich dachte, ich wollte auch gewinnen, und deshalb habe ich es geborgt und — und — heute abend nach dem Diner verloren. O, schwöre mir, daß du es Ma nicht sagen willst! Sie wird mich umbringen, sie wird —“ was Maud noch weiter sagte, wurde von Schluchzen erstickt und unverständlich.

„Großer Gott! Ich muß das Geld morgen früh haben! Ich muß es von deiner Mutter borgen!“

„Von Ma!?“ Das Wort ging unter in einem Geheul der Angst. „Dann wird alles herauskommen! Wenn sie weiß, daß sie das Geld zurückzahlen muß, das ich ge—gestohlen habe — wird sie mich — o! Ich kann gar nicht daran denken! — Ich werde nach England zurückgeschickt. O, Enid, Enid! Gnade! Sag ihr nichts! Bitte, bitte!“ Und die entsetzte Verbrecherin verfällt aufs neue in ein verzweifelttes Schluchzen. Ein Augenblick der Ueberlegung ließ Enid einsehen, daß Maud in Bezug auf die Strafe, die sie

erwartete, wenn ihre Mutter entdeckte, was sie gethan, sicher recht hatte, denn wenn es eine Sünde wider die zehn Gebote gab, welche Lady Chartris an ihrem schuldigen Sprößling in der furchtbarsten Weise ahnden würde, so war es eine, durch die sie genötigt wurde, Geld herauszurücken. Glend, wie sie selbst war, konnte sie doch nicht umhin, das erbärmliche Kind zu bemitleiden, an dessen Unrecht, wie sie sich finster eingestand, sie nicht ohne Schuld war, und das nicht viel größer war, als ihr eignes. Sie zog das schluchzende Mädchen, welches ihre Füße umklammert hatte, zu sich empor, schloß es in die Arme und suchte es zu beruhigen: „Maud, liebes Kind, sei ruhig, sei unbesorgt, deine Mutter soll nie etwas davon hören.“

„Versprichst du das?“

„Ja!“

„O, du bist ein Engel!“ Maud lächelte wieder, denn sie wußte, daß Enids Wort so gut wie Brief und Siegel war. Sie bedeckte Enids Gesicht mit Küssen, und diese, verzweifelt und halb betäubt, ließ alles über sich ergehen. „Was soll ich thun? — Ich muß das Geld haben!“

„Mußt du's morgen haben, Enid?“

„Natürlich — frag mich doch nicht,“ entgegnete die junge Dame hilflos.

„Ich werde es für dich anschaffen,“ rief Maud.

„Du anschaffen? Unsinn! Wie wohl?“

„Ich will's von Barnes borgen!“ schreit Maud und schießt aus dem Zimmer.

Die furchtbaren Worte durchzuckten Enid wie ein elektrischer Schlag. Keine Schande, keine Erniedrigung kam dieser gleich! Sie stürzte hinter dem Mädchen her und rief ihm verzweiflungsvoll nach, zurückzukommen.

Es war erst zehn Uhr und es befanden sich noch viele Leute in den Anlagen. Sie konnte Maud nicht mehr sehen, obgleich sie sogar aus dem Hotel heraustrat, denn der schreckliche Gedanke an das, was das Kind zu thun beabsichtigte, ließ jeden Nerv in ihr im Schmerz tiefster Demütigung erzittern. „Von Barnes borgen! Von Barnes borgen!“ Diese Worte gellten ihr in den Ohren und jeder Herzschlag ließ

sie tiefer erröten. So kam es, daß Enid, als sie nach einigen Minuten vergeblichen Suchens in das Hotel zurückkehrte, sich plötzlich Maud gegenüber sah, welche Barnes an der Hand hielt und in großer Aufregung mit ihm sprach. Miß Anstruther ging gerade auf sie zu. Ihre Wangen glühten und ihre Augen blitzten. „Untersteh dich nicht, noch ein Wort zu sagen,“ rief sie zornig, „geh hinauf und zu Bett, oder ich vergesse das Versprechen, welches ich dir gegeben habe!“

Der Gegenstand ihres Zornes warf einen Blick auf sie, zuckte zusammen und schlich in das Haus zurück, und die junge Dame wandte sich Barnes zu.

Als der Amerikaner sie anblickte, war es ihm plötzlich klar, daß sein Schicksal in den nächsten fünf Minuten entschieden sein werde. Das sagte er sich, daß, wenn er ihren Stolz nur im geringsten verletzte, Enid Anstruther niemals wieder mit ihm sprechen werde. Er hielt es also für besser, das Gespräch von ihr beginnen zu lassen. Ob es wohl das leztmal war, daß er ihre Stimme hören sollte?

„Was hat Ihnen das Kind über mich gesagt?“ Die Frage gestattete kein Ausweichen und Barnes wußte, daß es am besten sei, die Wahrheit zu sagen. Er berichtete also kurz, was Maud ihm mitgeteilt hatte, und das war weiter nichts als eine einfache Erzählung dessen, was in Enids Zimmer vorgefallen war. „So weit ich verstanden habe,“ fügte er hinzu, „hat Maud, ohne daß Sie darum wußten, eine Geldsumme weggenommen, die Sie morgen nötig haben. Wenn Sie Lady Chartris ersuchten, Ihnen das Geld zu leihen, würde diese, wie das Kind fürchtet, Kenntniß von der Geschichte erhalten, und Sie haben in dem Wunsch, Maud vor Strafe zu schützen, ihr versprochen, sich nicht an die Mutter zu wenden, und deshalb kam sie zu mir.“

„Natürlich wissen Sie, daß ich ihr keinen Auftrag dazu gegeben habe.“

„Selbstverständlich nicht!“ entgegnete Barnes rasch.

„Gewiß nicht — nachdem Sie mich so behandelt haben,“ fuhr Enid in vorwurfsvollem Tone fort.

Damit hatte sie die Besprechung eröffnet. Sie zögerte, und Barnes fühlte, daß seine Sache gewonnen sei. „Sie

haben recht," entgegnete er. „Ich bitte wegen der Ungerechtigkeit von vorgestern abend um Verzeihung. Ich machte Ihnen Vorwürfe, weil Sie im Kasino mit einem Frauenzimmer gesprochen hatten, das Ihrer Beachtung unwürdig war. Ihre Unschuld konnte das nicht erkennen, meine Verworfenheit that es. Wie die meisten Männer der Welt bin ich vielleicht leichtfertig gewesen, aber sehen Sie, ich hatte ja nichts, was mich am Guten festhielt.“

Daß Barnes seine Warnung vor der Leidenschaft des Spieles, bei der er vollständig im Recht gewesen war, unerwähnt ließ, war ein sehr gewandter Schachzug. Er sprach nur von dem Teil des Zwischenfalls, der sich auf La belle Blackwood bezog, wo er im Unrecht war. Der Vorteil, den er dadurch erreichte, wurde sogleich durch die Antwort des jungen Mädchens offenbar. „Ja — aber Männer sind so vielen Versuchungen ausgesetzt.“

„Das ist richtig," entgegnete Barnes. „Wäre ich arm, so wäre ich vielleicht besser.“

„Ich kann den Reichtum nicht als ein so großes Uebel ansehen," meinte Miß Anstruther.

„Ich auch nicht, wenigstens gerade jetzt nicht," stimmte Barnes zu, „denn er setzt mich instand, etwas zu thun, was mich sehr glücklich machen wird, wenn Sie es mir gestatten. Wollen Sie mir nicht sagen, wie ich Ihnen in dieser Sache helfen kann, in der Sie so großmütige Absichten für Maud haben? Lassen Sie uns ein wenig umhergehen, wir werden in den Anlagen ungestörter sein.“

Miß Anstruther fand es schwierig, ihm noch länger zu zürnen, und folgte seiner Aufforderung.

„Sie haben mir gestattet, Ihnen in Lyon einen Dienst zu erweisen," begann er, „wo Sie mich noch nicht so gut kannten als gegenwärtig, wollen Sie mir nicht jetzt die gleiche Ehre gönnen?“

Dies rief der jungen Dame seine rücksichtsvolle Hilfe in den Verlegenheiten ihrer Eisenbahnfahrt ins Gedächtnis zurück. Sie wurde weich und erzählte ihm alle ihre Schwierigkeiten der letzten zwei Tage. Er ordnete ihre Geldverlegenheit in so zartfühlender Art, daß ihre Befangenheit sie voll-

ständig verließ. Sie soll ihrem Bruder schreiben, und wenn er ihr Geld schickt — was er ohne Zweifel thun wird — soll sie Barnes den vorgestreckten Betrag erstatten. Nachdem so die furchtbare Sorge, die sie bedrückt hatte, von ihr genommen war, schien ihre Stimmung die Fesseln, die sie eingeengt hatten, abzustreifen. Sie war reizender, als sie ihm gegenüber je gewesen war, vielleicht, weil sie etwas klarer über sich selbst geworden war, und als sie nach dem Hotel zurückgingen, errötete sie ein- oder zweimal, wenn sie ihn ansah.

„Sie haben also,“ fragte Barnes, „lieber Verpflichtungen gegen mich als gegen Mademoiselle Paoli!“

„Ja — ein wenig!“ entgegnete sie leise.

„Und gefalle ich Ihnen besser, als vorgestern abend?“

„Viel besser!“

„Und weshalb?“

„Weil Sie mich nicht gescholten haben — wo ich es heute doch recht ordentlich verdient hatte — denn ich bin in den letzten zwei Tagen eine wirkliche Spielerin gewesen — und ich würde jetzt in einer furchtbaren Lage sein, wenn Sie mir nicht geholfen hätten — o! warum sind Sie so gut gegen mich?“

Die Antwort auf diese Frage, die sie fürchtete und doch herbeisehnt, wartet Enid indes nicht ab. Eilig läuft sie die Treppe hinan, aber ehe sie in ihr eignes Zimmer geht, öffnet sie leise die Thür desjenigen des sündigen Kindes, schleicht leise an das Bett und drückt einen sehr liebevollen Kuß auf die Stirne der kleinen schlafenden Verbrecherin.

Barnes aber sah aus dem Fenster. „Monaco ist doch ein reizender Ort!“ meinte er und fügte, nachdem er eine Weile in glückliche Gedanken versunken dagestanden, hinzu: „Morgen!“ als ob er dächte, daß dieser Tag der wichtigste seines Lebens werden sollte.

Ende des ersten Bandes.

APR 24 1922

Vierter Jahrgang.

Eine neue Judith. Von S. Rider Saggard. Aus dem Englischen. 2 Bde. Ein farbenattes Bild südafrikanischen Lebens voll Blut und elementarer Leidenschaft.

Schwarz und Rosig. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. Der berühmte Verfasser des „Süßesüßes“ bietet uns hier zwei geistvolle Romane, die sich seinen früheren Schöpfungen würdig anreihen.

Das Tagebuch einer Frau. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.

Ein wahres Meisterwerk hat Feuillet in diesem Roman geschaffen, der einen überaus fesselnden Stoff in vollendeter Form zur Darstellung bringt.

Jahre des Gärns. Von Ernst Reinin. 2 Bände.

Ein hochgefeimtes, frisch aus der Gegenwart heraus geschriebenes Buch, in welchem sich eine ganz ungewöhnliche Gestaltungskraft und ein gesunder Humor offenbaren.

Gute Kameraden. Von S. Lafontaine. Aus dem Französischen.

Mit warmer Empfindung und befähigtem Humor wird in dieser überaus anmutigen Geschichte die ideale Bedürfnislosigkeit eines vierblättrigen Künstlerliebchens geschildert, das, auf das Pariser Strohhalmflaster gemorren, sich durch kameradbschaftliches Zusammenhalten zu Stellung und Anerkennung emporklingt.

Die Töchter des Commandeurs. Von Jonas Lie. Aus dem Norwegischen.

Die bekannten Vorkämpfer skandinavischen Erzählerschule: scharfe Beobachtung, realistische Schilderung und Gemütsstärke offenbaren sich aufs glänzendste in diesem ergreifenden Roman Lie's, der darin ein frappantes Bild der gesellschaftlichen Zustände seiner norwegischen Heimat vor dem Leser entrollt.

Bitä. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.

In Bitä beleuchtet Malot mit tiefer Menschkenntnis das Problem, ob sich die Stellung einer Bühnenhinterin mit den häuslichen Pflichten der Gattin in Einklang bringen läßt.

Die Erbschaft Fenias. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.

Gréville, dem unsere Sammlung schon mehrere mit größtem Beifall aufgenommene Bände verdankt, bietet hier einen Roman von hohem Ernst und ergreifender Schicksalsführung.

Kinder des Südens. Von Rich. Vogt.

Zwei edle Perlen sind diese fein beobachteten poetischen Geschichten aus dem römischen Volkstleben, mit dem Vogt wie kaum ein anderer vertraut ist und dem er immer neue und originelle Züge zu entnehmen weiß.

Danielle Cortis. Von A. Sogazzaro. Aus dem Italiemischen. 2 Bände.

Das durch und durch ungewöhnliche Werk eines vornehmen Geistes, in welchem Realismus und Idealismus zu harmonischer Einheit verschmelzen, ausgezeichnet durch Adel der Sprache, Stolz der Bestimmung, innere Wahrheit und selbstgefaßte, gedrungene Aufbau. Ein Buch von bleibendem Wert.

Die Herz-Kenne. Von B. L. Sarjeon. Aus dem Englischen.

Um auch Lesern mit höheren Ansprüchen zu genügen, muß ein Kriminalroman sehr gut und originell geschrieben sein. Dies ist ein solcher.

Ste will. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Dieser Roman zählt zum Besten, was Ohnet geschaffen. Blendende Bilder aus dem Pariser Gesellschaftsleben wechseln mit hochdramatischen Szenen in reizvoller Fülle. Die Charakterzeichnung ist meisterlich.

Die Kinder der Exzellenz. Von Ernst von Wolzogen.

Mit diesem von frischem Humor sprudelnden Bande eröffnen wir eine Reihe von Romanen, in welchen Ernst von Wolzogen den deutschen Adel der Gegenwart in seinen typischen Vertretern und in seinem Verhalten zu den treibenden Ideen der Zeit zu schildern versuchen will.

Um den Glanz des Ruhmes. Von Salvatore Farina. A. d. Italien.

Ein neues Buch von Farina bedarf keiner Empfehlung; hat er doch längst, wie kaum ein anderer Ausländer, das Bürgerrecht im Herzen deutscher Leser erworben.

Der Nabob. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 3 Bände.

Die überaus beifällige Aufnahme, welche Daudets „Promont junior und Ritter senior“ bei unseren Lesern gefunden hat, veranlaßt uns, nun auch seinen nicht minder bedeutenden, in mancher Hinsicht noch interessanteren „Nabob“ folgen zu lassen.

Der Kleine Lorb. Von S. S. Burnett. Aus dem Englischen.

Das prächtige Werkchen, welches der Held dieser einfachen Geschichte ist, hat in seiner Heimat aller Herzen im Sturm erobert. Auch bei uns wird es ihm an Freunden nicht fehlen.

Der Prozeß Froideville. Von André Theuriot. Aus dem Französischen.

Zwischen den häufigen Altentwählern eines Ministeriums spielt sich hier originale Roman ab. Aber welche Fülle von Poetik und feinsten Beobachtung weiß Theuriots anmutiges Talent in diesen prosaischen Rahmen zu fassen!

Stella. Von Miss M. E. Braddon. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Die sozialen Gegensätze des modernen Lebens bilden die Grundlage dieses ansprechenden Romans, dessen Knoten die beliebte Erzählerin mit gewohnter Fertigkeit zu schürzen und zu lösen weiß.

Künfter Jahrgang.

Robert Leichtsuf. Von Hans Soyfen.
2 Bände.

Eine reichbewegte, spannende Handlung, lebensvolle, vorzüglich gezeichnete Charaktere und die wohl gelungenen Schilderung des wüthigen Paris, Berlin, Venedig und Florenz wechselnden Schauplatzes im Verein mit großer Frische der Darstellung zeichnen den Hopsens Roman aus, den wir zum Besten zählen, was der beliebte Verfasser geschrieben.

Der Unsterbliche. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen.

Eine geistprühende Satire auf die französische Akademie ist Daudets „Unsterblicher“, zugleich aber ein prächtiger, fesselnder Roman mit einer Ueberfülle von glänzenden Charakterbildern.

Baby Dorothées Gäste. Von Ouida. Aus dem Englischen.

Die englische Gesellschaft wird sich durch das Bild, welches Ouidas seine Feder in diesem Roman von ihr entwirft, nicht gerade geschmeichelt fühlen. Vielleicht ist es darum nur um so ähnlicher.

Marchesa d'Arcello. Von Memini. Aus dem Italienischen. 2 Bände.

Unser wärmstes Mitgefühl wird durch diesen Roman wachgerufen, in dem uns das Ringen und Dulden eines hochherzigen Weibes in wahrhaft erschütternder Tragik vor Augen tritt.

Was der heilige Joseph vermag. Aus dem Französischen.

So taufisch, poesievoll und dabei übermüthig und neckisch wie diese einfache Erzählung hat die französische Litteratur nicht vieles aufzuweisen.

Messa. — Keine Illusionen. Von Claire von Glümer.

Die beiden Romellen zählen zu den treffenden Bildern aus den vornehmen und wohlstehenden Kreisen, denen die Verfasserin mit Vorliebe ihre Stoffe entlehnt und welche sie mit ebensoviel Grazie wie Wahrheit und Schärfe der Charakteristik zu schildern versteht.

Wie in einem Spiegel. Von S. C. Phillips. Aus dem Englischen. 2 Bde.

Das ungenüßliche Talent des Verfassers vermag es, ausgetretene Pfade zu wandeln. Jede Seite seines Buches ist fesselnd und originell, und wenn er uns in die Abgründe des Lebens blicken läßt, so thut er es als liebenswürdiger Cicerone mit Geist und Grazie.

Säner. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.

Ein ernstes Buch von herbem und strengem Grundton, worin der große nordische Realist noch mehr als früher sein Streben nach rücksichtsloser, ungeschminkter Wahrheit bekundet.

Jean Mornas. Von Jules Claretie. Aus dem Französischen.

Die hypnotische Suggestion und ihre Gesetze in kriminellem Hinsicht macht Claretie zur Grundlage seines mit gewohnter Meisterhaft geschriebenen Romans.

Auf der Fahrt. Von G. S. Wood. Aus dem Englischen. 2 Bände.

„Dieses spannende Buch ist vorzüglich in seiner Art: die Charaktere sind gut gezeichnet, der Stil ist frisch und die Schürzung des Knotens eines Cabotiana würdig.“
Athenäum.

Satisfaction. — Das zerperlungene Glück. — La Speranza. Von Alexander Baron von Roberts.

Trotz großer Verschiedenheit des Stoffes haben diese Romellen doch ein gemeinsames Merkmal: sie sind vom gleichen echt künstlerischen Geiste getragen und betunden denselben geläuterten Geschmack.

Die Scheinheilige. Von Karoline Gravière. Aus dem Französischen.

Ein eigenartiges mächtiges, uns vielfach fremdes Volksleben auf belgischem Boden tritt uns in dieser höchst interessanten Charakterstudie entgegen, die in ihrer sorgfältigen Durchführung und ihrem lebenswahren Realton wohl ein „echter Niederländer“ genannt zu werden verdient.

Doktor Kaueau. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bde.

Wie Ohnet in jeder seiner Arbeiten an die zeitbewegenden Fragen herantritt, ist es hier das Verhältnis zwischen Naturwissenschaft und geoffenbarter Religion, welches den Mittelpunkt des lebensvollen, gemüthswarmen Romans bildet.

Frau Regine. Von Emil Deschfau.

Flott und ungenzungen schreiben die Fäden dieses Romans durcheinander, dessen Schicksalsführung so wunderbar ist, wie nur das Leben einer Willkürkraft sie hervorbringen kann.

Zwei Brüder. Von Guy de Maupassant. Aus dem Französischen.

Man mag sich zu der naturalistischen Richtung verhalten, wie man will, Maupassants kraftvoller Darstellung, psychologischer Vertiefung und seinem sittlichen Ernst wird man seine Achtung nicht verlagern können.

Mein Sohn. Von Salvatore Savina. Aus dem Italienischen. 2 Bände.

Diese anspruchsfloßen, vom Hauch sinniger Poesie durchwehten Blätter, in welchen Savinas Gefühlswärme und seine Beobachtungsgabe, sowie sein liebendwürdiges Humor miteinander und die Palme ringen, haben seinen Ruhm durch alle Länder getragen. Wo Vaterholz und Mutterglück eine Stätte haben, wird das reizende Buch offene Herzen finden.

Doktors Tochter. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.

Den vielen Verehrern von Grévilles wilder Dikta wird es gewiß willkommen sein, auch deren Tochter kennen zu lernen, und wir können dieselben versichern, daß die Bekanntschaft sie nicht gereuen wird.

Der Lotse und sein Weib. Von Jonas Lie. Aus dem Norwegischen.

Wetterharte, trotzig Naturen sind es, denen wir in dieser prächtigen Roman begegnen, aus dem uns gleichsam der frische Hauch der salzigen Meerluft anweht.

Roma Koumestan. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Wenn Daudet es unternimmt, in seinem Koumestan, in dem viele ein Porträt

Camoceras erblicken wollen, einen Typus des Südfranzosen aufzustellen, so bewegt er sich auf seinem ureigensten Gebiet, und jeder Zug dieses großartigen Charakterbildes verrät den Kenner sowohl als den Meister.

Sechster Jahrgang.

Die tolle Komtesse. Von Ernst v. Wolzogen. 2 Bände.

Wenn auch ein jeder, übermütiger Eumor in diesem Roman das Szepter führt, so kommt darüber der Ernst doch nicht zu kurz: vielmehr bietet v. Wolzogen im Rahmen seiner lustigen Geschichte ein Sittenbild von hoher Vollendung und bleibendem Werte.

Eine Sirene. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.

Ein Zug dämonischer Leidenschaft geht durch diese neueste Schöpfung Tinseaus, in welcher sich sein Erzähler talent aufs glänzendste offenbart.

Jack und seine drei Flammen. Von S. C. Phillips. Aus dem Englischen.

Anstatt des üblichen Romangeldes lernen wir in dieser Geschichte einen auf dem Boden nüchterner Wirklichkeit stehenden Menschen kennen, dessen origineller Charakter und praktische Lebensanschauung überaus lebenswahr und fesselnd gezeichnet sind.

Mr. Barnes von New York. Von H. C. Gunter. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Durch eine fast verblüffende Fülle von interessanten Bildern und spannender Handlungen weiß der in seiner Heimat rasch zur Berühmtheit gelangte Verfasser den Leser von der ersten bis zur letzten Seite zu fesseln.

Die nachstehenden Romane sind auch in einer zu Geschenken ganz besonders geeigneten

Salon-Ausgabe

auf feines, extra starkes Papier gedruckt und in elegantem Liebhaber-Gestaltung zum Preise von M. 2. — für den einfachen und M. 3. — für den doppelten Band erschienen.

Einfache Bände:

Burnett, Der kleine Lord.
Paul Lindau, Helene Jung.
Voss, Kinder des Südens.

Doppel-Bände:

Conway, Eine Frau
Croker, Die hübsche
Ohnet, Der Hüter

